Österreichisch-Ungarische Revue.

Jahrgang X.

1895. 1895.

Herausgegeben und redigiert

von

A. Mayer-Wyde.

18. Band, 4. Heft.

Wien.

Verlag der Österreichisch-Ungarischen Revue.

XVIII., Hans Sachs (vorm. Wildenmann)-Gasse 6.

Inhalt.

Zur politischen Lage Europas am Ausgange des 19. Jahrhunderts.

Mit einer Karte.

Vom Reichsrathsabgeordneten **Josef Popowski**.

Krakau.

(Schluss.)

Wenn wir uns die damalige Lage Europas vergegenwärtigen, so werden wir die Haltung Preußens vollkommen verstehen. Russland zählte im Jahre 1850 68 Millionen Einwohner, und wenn auch der russische Soldat sowohl an der Donau, wie in der Krim seine Pflicht that, so war doch Russlands Auftreten während des ganzen Krieges nicht ein derartiges, um eine hohe Meinung von seiner bewaffneten Macht einzuflößen. Eine in ferne Zeit gerückte Bedrohung Preußens durch Russland war daher nicht imstande, jenes auf seine unmittelbaren Interessen vergessen zu lassen, dagegen brauchte es Russlands Freundschaft, um seine Pläne in Deutschland zu verwirklichen. Auch Österreich pflegte seit der Zeit Maria Theresias und ihres Kanzlers Kaunitz die russische Freundschaft, aber die orientalische Frage hat für Österreich eine viel größere Bedeutung als für Preußen. Im Jahre 1849 kam es in einen allzu nahen Contact mit dem Czarenthume und wurde ebenso schnell wie Bulgarien in den Achtzigerjahren von Russland abgestoßen, weil es seine Bestrebungen durchschaute. Nur die damalige Haltung Englands lässt sich schwer erklären. Die englische und die russische Diplomatie bekämpften sich gegenseitig in den Chanaten Mittelasiens, in Afghanistan, in Persien, in der Balkanhalbinsel, auf dem Continente Europas, und doch wollte Lord Palmerston Russland bloß zwingen, seine Absichten auf die Türkei und auf das Schwarze Meer aufzugeben, ohne dass es Länder einbüßen sollte, weil

er Frankreich nicht traute. Demnach gieng England auf die Absichten Kaiser Napoleons, der bereit war, in Ansehung der gebrachten Opfer den kriegerischen Unternehmungen ein weiteres Ziel zu stecken, nicht ein, obwohl es mehr Grund als Frankreich hatte, Russlands Fortschritte in Asien wie in Europa mit Besorgnis zu verfolgen. Die Haltung Englands während des Krimkrieges haben wir im „Antagonismus der englischen und russischen Interessen in Asien" ausführlicher besprochen. Dieselbe lässt sich nur durch den Umstand erklären, dass die äußere Politik eines Landes nicht immer durch einen Cavour oder Bismarck geleitet wird. Die Kräfte der meisten Staatsmänner reichen kaum aus, den Aufgaben, die der Tag bringt, nachzukommen, und sie fühlen sich glücklich, wenn sie dem Staate, den sie lenken, einige Jahre Ruhe sichern. Lord Palmerston begnügte sich daher vom Jahre 1854 bis 1856 mit der Rettung der Türkei und nützte die günstige Gelegenheit, England sowohl in Europa wie in Asien gegen Russlands Übergriffe zu sichern, nicht weiter aus.

Auch während des polnischen Aufstandes, welcher am 21. Jänner 1863 ausbrach, blieb die Haltung der europäischen Großmächte nahezu dieselbe. Preußen, geleitet durch Otto v. Bismarck, blieb seiner Zuneigung für Russland treu, nahm, dem Temperamente seines leitenden Staatsmannes entsprechend, sofort eine entschiedene Stellung und schloss mit Russland schon am 8. Februar 1863, d. i. kaum 19 Tage nach dem Ausbruche des Aufstandes, eine Convention zu dessen Bezwingung. Diese Convention rief eine diplomatische Action der europäischen Großmächte hervor, und bald darauf eröffneten Frankreich, England und Österreich einen diplomatischen Feldzug zugunsten Polens. Aber ebensowenig wie während des Krimkrieges vermochten die oben erwähnten Mächte sich bezüglich der Endzwecke ihrer Action zu einigen. England, welches gegen Russland die schärfste Sprache führte, war entschlossen, unter keiner Bedingung zu Thaten überzugehen. Frankreich wäre entschieden vorgegangen, wenn es ihm nur gelungen wäre, die Alliierten mitzureißen, während Österreich nach seiner Lage nur an einer ernsthaften Action theilnehmen konnte. Auch hatte es damals weder seine deutschen noch seine italienischen Aspirationen aufgegeben. Preußen hingegen arbeitete energisch und geschickt, um die Verständigung der Mächte zu hintertreiben und sich die moralische Unterstützung Russlands für seine zukünftigen Pläne zu sichern. So kam es zu keiner Verständigung der europäischen Mächte, und schon am 7. September 1863 konnte Fürst Gortschakow trotz der militä-

rischen Schwäche Russlands, welches mit richtigem Verständnisse der Thatsache, dass es von Europa nichts zu befürchten habe, viele Jahre hindurch keine Recruten ausgehoben und sein Heer auf ein Minimum reduciert hatte, um seine durch den Krimkrieg erschöpften Kräfte zu schonen, den Mächten erklären, dass er gesonnen sei, „eine Discussion, welche den ihm vorschwebenden Zweck einer Verständigung (conciliation) nicht zu erfüllen vermöge, abzubrechen".

Die diplomatische Intervention der europäischen Mächte rief einen Ausbruch des russischen Nationalgefühles hervor. Eine Adresse des Adels des Gouvernements von Petersburg an den Czaren mit der Versicherung der Bereitwilligkeit zu allen Opfern, um die Integrität des Reiches zu wahren, gab das Signal zu dieser russisch-patriotischen Bewegung. Gefördert durch die Regierung, gieng sie wie ein Lauffeuer über sämmtliche Theile Großrusslands und verlieh der Haltung des russischen Kanzlers eine große Kraft.

Unter dem Eindrucke der dem russischen Reiche drohenden Gefahr änderte sich auch die Haltung des russischen Volkes gegenüber dem polnischen Aufstande. Anfangs verhielt es sich apathisch zu demselben, dann aber griff eine große Erbitterung platz gegen die Polen, welche die Integrität des Reiches gefährdeten, sowie gegen das angefaulte Europa, welches dieselben in Schutz nahm. Diese Erbitterung gieng so weit, dass der berüchtigte Generalgouverneur von Wilna, Murawiew, genannt „der Henker", einer der populärsten Männer Russlands und der Hass gegen Polen und Europa das dominierende Gefühl im russischen Volke wurden. Unter dem Eindrucke der diplomatischen Niederlage Europas wuchs das russisch-nationale Gefühl mächtig empor; die panslavistischen Theorien über den „faulenden Westen" und die „belebende russische Civilisation" gewannen die Oberhand, erzeugten eine mit Verachtung gemischte Verbitterung gegen alle nichtrussischen Bewohner Russlands sowie gegen Europa und weckten den in der Tiefe der Volksseele schlummernden Glauben an die erhabene Mission des heiligen Russland.

Diese Stimmung überdauerte die diplomatische Campagne der europäischen Mächte sowie den polnischen Aufstand und führte im Inneren zu einer bisher nie dagewesenen Unterdrückung der Polen, in der äußeren Politik zu einer regen Thätigkeit auf der Balkanhalbinsel, wo der bosnische Aufstand, der Krieg mit Montenegro, desgleichen die Greuelthaten der Türken in Bulgarien dem officiellen und dem nicht officiellen Russland die erwünschte Gelegenheit zu allerlei Interventionen

boten. Zu Beginn des letzten Viertels des laufenden Jahrhunderts unterstützte Russland den serbischen Aufstand, und unmittelbar darauf eröffnete es die Feindseligkeiten gegen die Türkei, der es den Frieden von San Stefano aufzwang. Auf dem Congresse von Berlin musste es einen Theil der errungenen Vortheile aufgeben und nahm eine so erbitterte Haltung gegenüber Europa ein, dass Fürst Bismarck, nachdem er den Widerstand Kaiser Wilhelms I. überwunden hatte, am 7. October 1879 einen Vertrag mit Österreich-Ungarn schloss. Bemerkenswert ist daran, dass dieser Vertrag gegen Russland durch den so russenfreundlichen Fürsten Bismarck und zwar unter dem mit dem deutschfreundlichen Kaiser Alexander II. so eng befreundeten Wilhelm I. geschlossen wurde.

Seither trugen am meisten zur Klärung der Verhältnisse der Thronwechsel in Russland und das Verschwinden Fürst Bismarcks von der politischen Bühne bei.

Wie bekannt, herrschen in Russland seit Peter dem Großen zwei Richtungen vor, von denen die eine mit dem Czar-Reformator die Ergebnisse europäischer Cultur auch für Russland verwerten will, während die andere für die Zustände des alten Russland schwärmt und zu denselben zurückkehren möchte. Die Anhänger der ersten Richtung werden „Westler", die der zweiten „Slavophilen" genannt. Nun war Kaiser Alexander II. ein Westler im vollen Sinne dieses Wortes. Der Tradition des Czarenthums gemäß war er bestrebt, sein Reich zu vergrößern, war äußerst schwach gegenüber dem sogenannten nichtofficiellen Russland, welches während seiner Regierung eine größere Rolle als je zuvor spielte und die Regierung häufig mitzureißen wusste, und gieng in seinen Repressionen gegen die Polen weiter, als dies nach europäischen Begriffen zulässig war; aber er befreite die Bauern, führte liberale Institutionen ein, vertraute die höchsten Stellungen Leuten mit europäischer Bildung, insbesondere den Deutschen an, für welche er eine besondere Vorliebe hatte, und einige Stunden, bevor er ermordet wurde, unterzeichnete er eine Verfassungsurkunde.

Alexander III. hingegen bekannte sich zur ultranationalen und zur fanatisch religiösen Richtung der Katkow und Pobiedonoscew und trug als Thronfolger kein Bedenken, bei jeder Gelegenheit seinen Hass gegen die Deutschen zu bekunden. Als Kaiser dem Grundsatze „Russland für die Russen!" getreu, verdrängte er die Nichtrussen systematisch aus den hohen Ämtern, welche sie bekleideten, dehnte die Bedrückung, welche die Polen unter Alexander II. erlitten, auf alle

nichtrussischen Bewohner des Reiches aus, um sie gewaltsam zu russificieren, verfolgte die Andersgläubigen, um dem orthodoxen Proselytismus Vorschub zu leisten, und war bestrebt, die liberalen Reformen seines Vaters möglichst einzuschränken sowie die Macht des Czarenthums und des Beamtenthums zu heben. Infolge der reactionären Richtung seiner Regierung nahm die Willkür der Verwaltung bedeutend zu, und nicht allein die liberal Gesinnten, insbesondere die studierende russische Jugend, sondern auch die russischen Bauern hatten unter Alexander III. viel zu leiden. Unter Alexander II. wurde die Anwendung der Prügelstrafe bedeutend eingeschränkt; unter Alexander III. kam sie abermals zu Ehren. In der Wolost wird die vom Fürsten Mestcherski so warm empfohlene Prügelstrafe sehr häufig angewandt. Vor einigen Jahren brachen während der Cholera Unruhen im Volke aus. Der Gouverneur von Nischnij-Nowgorod bestrafte einen Rädelsführer mit 120 Ruthenstreichen und veröffentlichte dies in seinem officiellen Organe. Sein Beispiel fand zahlreiche Nachahmer, und eine Zeitlang veröffentlichten nun verschiedene Gouvernementsnachrichten, dass dieser oder jener Unruhestifter durchgeprügelt worden sei. Auch wurde eine Peitsche, „Pleti" genannt, eine Abart der Knute, häufig angewandt, um Bauernunruhen zu bewältigen, und der geniale russische Schriftsteller Graf Leo Tolstoj erzählt in seinem letzten Werke „Das Gottesreich unter uns", wie am 29. September 1892 im Gouvernement Toula 12 Bauern in seiner Gegenwart mit je 70 Pleti-Hieben abgestraft wurden.

In der äußeren Politik verfolgte Alexander III. nicht nur die traditionelle Politik seiner Vorfahren, sondern er prägte ihr auch den Stempel seiner Persönlichkeit auf. Diplomatische Künste widerstrebten seiner geraden Natur, und er achtete ebensowie die Slavophilen zuwenig auf Europas Gefühle und Meinungen. Seine Haltung, das Benehmen mancher seiner Diplomaten, wie das Persianis, Hitrowos, insbesondere aber die Mission Kaulbars', der nach den unmittelbaren Instructionen des Czaren gehandelt haben soll, isolierten Russland derart, dass im Jahre 1888 Alexander III. auf den Fürsten von Montenegro als den einzigen Freund Russlands toastierte. In der zweiten Hälfte der Achtzigerjahre erreichte die Spannung zwischen Russland und der Tripelallianz ihren Höhepunkt, und wenn es damals nicht zum Kriege kam, so ist dies in erster Linie der friedlichen Gesinnung der europäischen Centralmächte, dem unzulänglichen Zustande der russischen Bewaffnungen und der persönlichen Friedensliebe des

Czaren, der nach den Erfahrungen des letzten russisch-türkischen Krieges keine Lust verspürte, sich in kriegerische Unternehmungen zu stürzen, zuzuschreiben.

Die Regierung Alexanders III. trug wesentlich dazu bei, Russland ins richtige Licht zu setzen, und wenn man es in Europa auch jetzt noch bei weitem nicht so gut kennt, wie die Russen Europa kennen, so ist doch in dieser Hinsicht ein großer Fortschritt aufzuweisen. Die Verfolgung der Deutschen und der Juden lenkte die Aufmerksamkeit der europäischen Presse auf die inneren Zustände Russlands, und die wenig entgegenkommende, wenn auch aufrichtigere äußere Politik des Czaren öffnete die Augen selbst den russenfreundlichsten Staatsmännern Europas über die Endziele der russischen Diplomatie. Gegenwärtig kennt man in Europa Russlands Absichten auf die Balkanhalbinsel, und wenige englische Staatsmänner sind im unklaren über Russlands Vorrückung in Asien. Diese genauere Kenntnis der Absichten Russlands trug viel zur Klärung der Verhältnisse bei und übte auf die Mehrzahl der europäischen Mächte einen großen Einfluss aus.

Zur Klärung der politischen Verhältnisse in Europa trug ferner bei das Verschwinden des Fürsten Bismarck von der politischen Bühne. Es muss zwar zugegeben werden, dass er das Bündnis mit Österreich-Ungarn, welches die Grundlage der gegenwärtigen Politik Europas bildet, nicht allein zustande gebracht, sondern auch die Bedingungen dafür geschaffen hat, indem er den Sieg des Jahres 1866 trotz entgegengesetzter Strömungen mit Mäßigung ausnützte, dass er ferner für den Zweibund Italien als dritten gewann und auf viele kleine Staaten einen unleugbaren Einfluss übte. Aber sein despotisches, rücksichtsloses Wesen, sein Bestreben, stets „zwei Eisen im Feuer" zu haben, sein Grundsatz „Macht vor Recht!" und seine Leidenschaftlichkeit, der er die Rücksichten der Billigkeit und sogar der Staatsraison opferte, waren sowohl in der inneren als in der äußeren Politik wohl zu verspüren.

Der Verkehr mit ihm war für alle ausnahmslos sehr schwierig, und deutsche Schriftsteller rechnen es dem Kaiser Wilhelm I. hoch an, dass er es mit ihm ausgehalten habe. Fürst Bismarck war unfreundlich gegen die Gemahlin, den Sohn und insbesondere gegen die Schwiegertochter des Kaisers. Selbst der Tod schwächte seinen Hass nicht ab, und den unglücklichen Kaiser Friedrich III. schützte weder seine hohe Stellung noch sein qualvolles Leiden vor den Angriffen des Kanzlers. In einem Immediatberichte an dessen Sohn und Nachfolger

verunglimpfte Fürst Bismarck diesen edlen Monarchen. Ebenso rücksichtslos war er gegen seine Mitarbeiter, wenn sie aufhörten, ihm nützlich zu sein, oder es wagten, den leisesten Anschein von Selbständigkeit zu bekunden. Von den politischen Parteien, die ihn unterstützten, verlangte er absolute Unterwürfigkeit, wechselte und verfolgte sie ebensowie seine Mitarbeiter und brandmarkte die Mitglieder der oppositionellen Parteien als Reichsfeinde. Für die Polen schuf er Ausnahmsgesetze, wies sie zu Tausenden aus Preußen aus, versetzte polnische Beamte und polnische Recruten nach dem Westen, um sie zu germanisieren, und unterdrückte sie ebensosehr wie die Elsässer und die Dänen durch allerlei administrative Maßregeln. Ebenso verfolgte er die in Deutschland, insbesondere die in Elsass-Lothringen ansässigen Franzosen und brachte es dahin, dass es gerade zur Zeit der größten Machtfülle Deutschlands den Deutschen außerhalb des Kaiserreiches schlimmer ergieng als je. Wir erwähnen nur die Ausweisungen der Deutschen aus Russland, die Russificierung der baltischen Provinzen und die Verfolgungen der Deutschen in Frankreich. Den Socialisten gegenüber hatte er keine glückliche Hand, und trotz allerlei Ausnahmsmaßregeln wuchs mit jeder neuen Wahlperiode die Zahl der für socialistische Candidaten abgegebenen Stimmen sowie die Zahl der socialistischen Abgeordneten im deutschen Reichstage und im preußischen Landtage. Vollends sein Culturkampf und seine Wirtschaftspolitik dürften selbst unter seinen größten Bewunderern wenig Anerkennung finden.

Ebenso scharf treten seine Charaktereigenschaften in der äußeren Politik hervor. Unter seiner Leitung war Deutschland in Europa gefürchtet, aber nicht geliebt, und es gab keine Regierung, keinen Regenten, die nicht mehr oder weniger gerechte Ursache hatten, sich verletzt zu fühlen. Mit dem Papste führte er den Culturkampf, mit Spanien stritt er um die Philippinen, und sogar mit England stand Deutschland trotz der Gemeinschaft der Interessen und der nahen Verwandtschaft der regierenden Häuser zwar nicht auf gespanntem, aber auch nicht auf freundschaftlichem Fuße, weil der Kanzler die Tochter der Königin Victoria, die Gemahlin des Kaisers Friedrich, hasste. Der englische Hof hatte viele gerechte Ursachen zu klagen, und der bekannte Vorfall mit Morier empörte die englische öffentliche Meinung. Österreich-Ungarn war unangenehm berührt durch Deutschlands Verhalten gegenüber Bulgarien und die ostentative Unterstützung der russischen Interessen daselbst insbesondere zur Zeit des dem Fürsten Bismarck unsympathischen Battenbergers. Russland warf ihm sein Benehmen

zur Zeit des Berliner Congresses vor, die unaufrichtige Unterstützung seiner Interessen im Orient, den ökonomischen Krieg, den Fall des Rubelcurses, das Verbot, russische Werte durch die Deutsche Reichsbank zu belehnen u. s. w. Kaiser Alexander II. soll ihn einen „homme de rancune" genannt haben, und man wird es ihm in Russland nicht verzeihen, dass er im deutschen Reichstage, von der russischen Freundschaft sprechend, barsch ausrief: „Wir laufen niemand nach!"

Die meisten Ursachen, sich zu beklagen, hatte jedoch Frankreich, welches er fortwährend herausforderte und dauernd in gereiztem Zustande erhielt, wodurch es zur Überzeugung kam, dass Deutschland nur einen Vorwand suche, um es zu überfallen und zu vernichten. Endlich polemisierte die unter seinem unmittelbaren Einfluss stehende sogenannte Reptilienpresse unaufhörlich in rauhem Tone mit sämmtlichen Mächten und erhielt die europäischen öffentlichen Factoren im Zustande fortwährender Beunruhigung.

Nun sind bekanntlich gegenseitiges Vertrauen und Verlässlichkeit der Bundesgenossen die Hauptbedingungen für das Fortbestehen, die Festigung und die Entwicklung eines Bündnisses.

Ist aber dieses Vertrauen berechtigt, wenn ein Bundesgenosse behauptet, dass eine Frage, welche für die Machtstellung seines Alliierten von größter Wichtigkeit ist, ihn gar nichts angehe? Fürst Bismarck kannte die Wichtigkeit der orientalischen Frage für Österreich-Ungarn, und doch sagte er, als er noch im Amte war, dass ihm das bisschen Bulgarien die Knochen eines pommer'schen Grenadiers nicht wert sei, unterstützte bis zu einem gewissen Grade Russlands bulgarische Politik und suchte nach seinen eigenen Angaben sich mit Russland ebensogut wie mit Österreich-Ungarn zu stellen, um derart eine zweite Sehne auf dem Bogen zu haben. Er wusste, wie dies sein Organ, die „Hamburger Nachrichten", am 18. October 1894 zugibt, dass Alexander III. ebensowie jeder russische Czar bestrebt war, die russische Mission in Asien und am Bosporus ihrer Lösung zuzuführen, und dass das Endziel der durch den Czaren gebilligten Politik für England und möglicherweise für Österreich-Ungarn auf der Balkanhalbinsel beklemmend sein müsse. Dies soll aber nach den „Hamburger Nachrichten" für Deutschland kein Grund sein, an eine Kriegsgefahr zu denken.

Der unbefangene Beobachter mag beurtheilen, ob eine derartige Haltung geignet war, in Österreich-Ungarn Vertrauen in die Verlässlichkeit des Fürsten Bismarck zu erzeugen, und ob es wirklich für

Deutschland gleichgiltig ist, dass Österreich-Ungarn mächtig dastehe oder sich in einer Klemme befinde. Wenn Österreich-Ungarn ohnmächtig wäre, wäre die Lage Deutschlands zwischen Russland, dessen Bevölkerung schon jetzt zwei- und einhalbmal so stark wie die Bevölkerung Deutschlands ist und viel rascher als letztere zunimmt, und Frankreich, welches noch lange bereit sein wird, jede günstige Gelegenheit zu einem Revanchekriege auszunützen, keine beneidenswerte. Wir glauben daher, dass die Politik mit zwei Sehnen am Bogen, welche zur Schwächung Österreich-Ungarns führen müsste, auch Deutschlands Interessen nicht entsprechen würde.

Wie bekannt, ist es dem Fürsten Bismarck nicht gelungen, sich mit Russland ebensogut wie mit Österreich zu stellen, obwohl er noch volle 11 Jahre nach dem Abschlusse des Bündnisses mit Österreich-Ungarn die äußere Politik Deutschlands lenkte. Die Macht der Verhältnisse erwies sich stärker als der Wille des Kanzlers. Dazu kamen die während des Berliner Congresses entstandene Feindschaft des russischen und des deutschen Kanzlers sowie der Charakter Kaiser Alexanders III., an dessen Willensstärke die Vorstöße des Fürsten Bismarck, der Russland zum Nachgeben zwingen wollte, abprallten. In der Mitte der Achtzigerjahre waren die Beziehungen zwischen Russland und Deutschland sehr gespannt, und noch am Tage, an welchem Fürst Bismarck aufhörte, Reichskanzler zu sein, konnten dieselben keine freundlichen genannt werden.

Fürst Bismarck besaß unleugbar eine riesige Thatkraft, aber er ließ sich beeinflussen durch seine Gefühle und seine Leidenschaften. Nur dadurch läßt sich seine Haltung gegenüber England erklären sowie seine Behauptung, dass die russische Nachbarschaft zwar oft unbequem und bedenklich sei, aber doch nicht so sehr wie eine polnische. Nun ist es ja für jeden Unbefangenen klar, dass ein selbständiges Polen oder, wie es den polnischen Wünschen entsprechen würde, ein an Österreich-Ungarn angeschlossenes Polen schon wegen seiner exponierten Lage sowie seiner Russland gegenüber verhältnismäßig schwachen Bevölkerungszahl auf die Anlehnung an Europa gewiesen wäre, wogegen Russland mit jedem Jahre für Deutschland und Europa gefährlicher wird.[1])

[1]) Obschon wir auch diese Partie der geistreichen Ausführungen unseres verehrten Mitarbeiters vollinhaltlich zum Abdrucke bringen, da wir einerseits das in manchem Zutreffende darin würdigen, andererseits der Ansicht sind, es könne sich Fürst Bismarck, noch nicht historische Persönlichkeit geworden, keineswegs einer zeitgenössischen Kritik selbst vom heterogensten Parteistandpunkt ent-

Der neue Curs unterscheidet sich vom alten durch seine Aufrichtigkeit gegen die Bundesgenossen, sein Entgegenkommen gegen alle Mächte. Demzufolge hat sich sein Verhältnis zu den Verbündeten noch mehr geklärt, vertieft und gestärkt. „Nie waren," sagte Graf Kálnoky am 9. Juni 1890 in der österreichischen Delegation, „unsere Beziehungen zu Deutschland vertrauensvoller, fester und klarer als jetzt. Nicht wenig hat hierzu der hochbegabte und thatkräftige Monarch beigetragen, welcher an der Spitze Deutschlands steht, und dessen scharf ausgeprägte Individualität von vornherein jeden Zweifel und jede Unklarheit ausschließt."

Auch gegenüber den außerhalb des Dreibundes stehenden Mächten bekundete Kaiser Wilhelm II. das größte Entgegenkommen; er bereiste bald nach seiner Thronbesteigung die fremden Höfe, um durch den persönlichen Verkehr jede bestehende Gereiztheit nach Möglichkeit zu beseitigen, und es gelang ihm auch in kürzester Zeit, sich mit England auf einen sehr intimen Fuß zu stellen.

Zu Frankreich ist das Verhältnis Deutschlands besser geworden. Die Franzosen haben zwar die Idee eines Revanchekrieges nicht aufgegeben, aber die gereizte Stimmung hat nachgelassen, die Franzosen wissen bestimmt, was während des abgelaufenen Curses nicht der Fall war, dass Deutschland nicht auf einen Vorwand lauert, um Frankreich zu überfallen, und mehreremale sahen sie sich gezwungen, das Entgegenkommen des deutschen Kaisers anzuerkennen. Auch mit Russland, trotz des längere Zeit hartnäckig bekundeten Widerwillens Kaiser Alexanders III., ist es ihm gelungen, sich auf freundlichen Fuß zu stellen, ohne die Interessen seiner Bundesgenossen preiszugeben. Kurz, der neue Curs ist dem in einem Memorandum des Reichskanzlers Caprivi über das deutsch-englische Afrika-Abkommen dargelegten Grundsatze: „Nicht bloß der Krieg mit den Waffen in der Hand, sondern auch die Verfeindung

---

ziehen, wollen wir dennoch unsere Nichtübereinstimmung mit obigem, wie es uns scheint, allzu herben Urtheile bezüglich mehrerer wesentlicher Momente ausdrücklich constatieren. So z. B. sind wir überzeugt, dass der geniale Schöpfer des Dreibundes, durchdrungen von dessen eminentem Werte für die Aufrechterhaltung der Harmonie im europäischen Staatenconcerte, mithin auch für die der Integrität seines Hauptwerks, des neuen Deutschen Reiches, der Tripelallianz noch höchst gewichtige Dienste geleistet hätte, wäre er an der Spitze der politischen Geschäfte Deutschlands verblieben — und dies trotz seiner Lieblingsmaxime, stets „zwei Eisen im Feuer zu haben".

Die Red.

der Nationen, die Verbitterung der Stimmung in weiterem Interessenkreise, die diplomatische Fehde durften in unserem colonialen Besitze keinen Boden finden!" immer getreu geblieben. Durch diesen Grundsatz ließ sich Wilhelm II. in der colonialen wie in der continentalen Politik leiten.

Diese aufrichtige Politik trug zur Stärkung des gegenseitigen Vertrauens der Mächte des Dreibundes bei, was dann auch auf die außerhalb desselben stehenden Mächte einen großen Einfluss ausübte. Am 17. September 1894 schrieb Graf Kálnoky in der österreichischen Delegation die sehr freundschaftlichen Beziehungen zu allen Mächten, welche außerhalb des Dreibundes sich befinden, und sogar zu denjenigen, welche den Dreibund als gegen sich gerichtet betrachten, den lauteren Absichten der Monarchen, die an der Spitze der verbündeten Staaten stehen, zu. Weiters betonte er, dass wir gewohnt seien, auf Grund alter Sympathien sowie der Interessengemeinschaft England an unserer Seite zu finden. Endlich erklärte Graf Kálnoky, dass Rumänien von den außerhalb des Dreibundes stehenden Ländern eines der ersten war, welches dessen wirkliche, friedliche Ziele erkannte und sich entschloss, dieselben zu den seinen zu machen und eine Anlehnung an die westeuropäischen Centralmächte zu suchen. Und wer die vorsichtige, genaue Ausdrucksweise des österreichisch-ungarischen Staatsmannes kennt, wird wohl aus seinen Worten die Zuversicht schöpfen, dass der Dreibund im Ernstfalle von mancher Seite auf Unterstützung rechnen dürfe.

Andererseits öffnete die sämmtlichen Unterthanen die russische Sprache und das orthodoxe Bekenntnis gewaltsam aufdrängende, dem Verlangen nach Freiheit und Recht schroff entgegentretende, auf die Meinung und die Gefühle Europas keine Rücksicht nehmende Politik Alexanders III. allen unbefangenen Politikern über Russlands Ziele und Absichten die Augen, und der Dreibund gewann die Anerkennung der übergroßen Mehrzahl der Bevölkerung Deutschlands, Österreich-Ungarns und Italiens. Es wurde einem jeden klar, dass Russlands Absichten und Ziele Europas Sicherheit bedrohen, dass es bei seinem wachsenden Selbstbewusstsein keineswegs gesonnen sein werde, die alten Ziele aufzugeben, dass, mit einem Worte, zwei feindliche Civilisationen einander gegenüberstehen, so dass früher oder später ein Kampf zwischen den widerstreitenden Interessen ausbrechen und durchgekämpft werden müsse. Um nun bei der gegenwärtigen politischen Lage in Europa einen Kampf mit Russland und seinen eventuellen Verbündeten mit Aussicht auf

Erfolg aufnehmen zu können, müssen die europäischen Mächte möglichst fest zusammenhalten.

Die Slavophilen werfen dem westlichen Europa die Hartnäckigkeit, mit welcher für verschiedene Interessen gekämpft wird, vor. Nun ist aber der Kampf eine Äußerung des Lebens, und eine Gesellschaft, in welcher kein Kampf stattfände, würde bald in Stagnation verfallen. Nur auf eins darf nicht vergessen werden, dass nämlich in einem Rechtsstaate jeder Classe, jedem Stande sowie jeder Nationalität die Möglichkeit gewahrt bleiben muss, den Kampf um das eigene Recht auszukämpfen, während in einem absolutistischen Staate, wo der Wille des Herrschers die einzige Quelle des Rechtes ist, im Grunde ein jeder rechtlos dasteht. Daher wird auch in Europa mit allen berechtigten Interessen gerechnet, während dieselben in Russland rücksichtslos preisgegeben werden können, weil ein Ukas des Czaren jede Frage endgiltig entscheidet und Ausnahmsgesetze und administrative Willkür daselbst an der Tagesordnung sind. Ein drastisches Beispiel dafür, wie die unschuldigste Gesinnungsäußerung unnachsichtig gestraft werden kann, bildet die Manifestation zu Ehren Kilinskis. Am hundertsten Jahrestage, an welchem der Schuster Kilinski die Warschauer Bürgerschaft zum Kampfe gegen die Russen aufgefordert hatte, versammelten sich einige hundert Personen in einer Warschauer Kirche, giengen dann an dem Hause, in welchem Kilinski einst gewohnt hatte, vorüber und lüfteten stillschweigend ihre Hüte. In keinem Staate Europas könnte eine derartige Pietätskundgebung zu irgendwelcher Repression Anlass bieten. In Russland aber wurden deswegen über 160 Personen, darunter einige minderjährige Mädchen, im administrativen Wege in die weiter entlegenen Gouvernements des europäischen Russland verbannt. Dieser Fall ist unserer Ansicht nach noch bezeichnender für die maßlose Willkür, die im Czarenreiche herrscht, als die an die Mongolenherrschaft mahnende blutige Affaire von Kroze.

In Europa hingegen kann jedes berechtigte Interesse mit der Zeit zur Geltung kommen, wie dies Irland am augenfälligsten beweist. Die Irländer bilden kaum ein Zehntel der Bevölkerung von Großbritannien und können ihre Ansprüche nur dann durchsetzen, wenn ein großer Theil der Engländer mit ihnen stimmt. Nun haben sie im Unterhause bereits die Majorität erlangt, und selbst diejenigen, welche die Home-Rule-Vorlage bekämpfen, erklären sich bereit, ihre berechtigten Interessen zu berücksichtigen, unter der Bedingung, dass darunter die Einheit und Macht des Reiches nicht leiden. Dabei ist hervorzuheben, dass die

Sprachenfrage in Irland gar nicht in Betracht kommt. Nur wenige Irländer sprechen irisch, und die große Mehrzahl der Iren bedient sich der englischen Sprache.

Im Gegensatze zu dem rücksichtslosen Russificieren in Russland können die Nationalitäten in Europa sich frei entwickeln. In der Schweiz und in Belgien ist die Nationalitäten- oder eigentlich die Sprachenfrage glücklich gelöst worden. In beiden Ländern fungieren sämmtliche Landessprachen nebeneinander, ohne irgendwelchen Anlass zu Beschwerden dieser oder jener Nationalität zu bieten. In Österreich strebt man die Lösung der Nationalitätenfrage an, und laut Art. 19 des Staatsgrundgesetzes über die allgemeinen Rechte der Staatsbürger sind „alle Volksstämme des Staates gleichberechtigt, und jeder Volksstamm hat ein unverletzliches Recht auf Wahrung und Pflege seiner Nationalität und Sprache". Bei der Durchführung stößt man jedoch auf manche Schwierigkeiten. Dieselben müssen aber mit der Zeit überwunden werden, weil in keinem Kronlande die Nationalitäten sich auf die Dauer den Vortheilen eines friedlichen Zusammenlebens verschließen können. Aber schon der jetzige Zustand bietet den kleineren Nationen Mitteleuropas, welche infolge der geographischen Lage des Landes zwischen große nationale Staaten eingezwängt, somit aufeinander angewiesen sind, ganz andere Chancen zur Wahrung und Pflege ihrer Nationalität, als es der Fall wäre, wenn dieselben unter die Herrschaft eines nationalen Staates geriethen. In Österreich können die Nationalitäten ihre Sprache pflegen, ihr Schulwesen entwickeln und nach und nach ihre Wünsche realisieren, während in nationalen Staaten mit einer officiellen Staatssprache andere Sprachen nur geduldet werden, der Staat nicht für deren Entwicklung sorgt und der kleinen Nationalität, schon wegen der geringen Zahl ihrer Vertreter, die Mittel fehlen, um auf gesetzlichem Wege ihre Wünsche durchzusetzen. Noch schlechter geht es den Nationalitäten, die unter das Joch eines autokratisch regierten Staates fallen. Deshalb sollten Österreichs Völker niemals die Worte Palackys, dass Österreich, wenn es nicht bestände, geschaffen werden müsste, außeracht lassen und die nationalen Interessen mit denen der Gesammtmonarchie in Einklang zu bringen trachten. Aber gerade die Landsleute Palackys führen den Kampf mit solcher Leidenschaftlichkeit, dass sie in der inneren wie in der äußeren Politik zuweilen jede Rücksicht auf die Interessen des Reiches ignorieren und hartnäckig Opposition machen, um die maßgebenden Factoren zu zwingen, ihren Wünschen nachzugeben. Sie

vergessen dabei in Rechnung zu bringen, dass zwei Fünftel der Bevölkerung Böhmens sich mit derselben großen Energie gegen die Verwirklichung jenes Programmes wehren, mit der es die czechischen drei Fünftel der Bevölkerung anstreben; sie vergessen ferner, dass das Königreich Böhmen, wie dies aus der Karte ersichtlich, 431·6mal kleiner als Russland und 12mal kleiner als Österreich-Ungarn und bei seiner exponierten Lage im Herzen Europas auf Österreich angewiesen ist. Bei ihrer oppositionellen Haltung treten die Czechen als entschiedene Gegner des Dreibundes auf. Die große Mehrzahl der Unterthanen der Dreibundmächte sieht jedoch dessen Vortheile völlig ein. Die übrigen continentalen Mächte, mit Ausnahme Frankreichs, verhalten sich dem Dreibunde gegenüber zumeist wohlwollend, und manche werden sich demselben im Ernstfalle aller Wahrscheinlichkeit nach anschließen, in der richtigen Erkenntnis der Thatsache, dass er die Sache der westeuropäischen Civilisation vertritt, für die Freiheit und die Selbstbestimmung der Völker Europas kämpft, und dass von seiner Seite die Unabhängigkeit was immer für einer europäischen Macht in keiner Weise bedroht wird.

Auch England steht, wie dies Graf Kálnoky in der österreichischen Delegation ausführte, auf Grund alter Sympathien und der Interessengemeinschaft auf der Seite des Dreibundes. Es ist zwar in Europa keineswegs gefährdet, aber seine Interessen umfassen die ganze Welt, und es kann nicht zulassen, dass Russland sich der Balkanhalbinsel und Constantinopels bemächtige, dass die französisch-russische Flotte die Nordsee und das Mittelmeer beherrsche und ihm seine bevorzugte Stellung in Ägypten sowie im Suez-Canal streitig mache. Endlich würde ein Sieg der Tripelallianz an Russlands Westgrenze den russischen Koloss gegen Asien drängen, was zwar den Interessen Europas, aber keineswegs denjenigen Englands entspräche. England kann sich daher bei einem europäischen Kriege nicht auf eine Zuschauerrolle beschränken. Es muss thatkräftig eingreifen, um sich den Besitz Indiens zu sichern.

Im Jahre 1854 traute England der französischen Regierung nicht, obwohl es sich mit derselben verbündet hatte, und glaubte, dass Indien durch die Wüsten Centralasiens hinreichend gedeckt sei. Und noch in den Siebzigerjahren behauptete Lord Salisbury, dass nur diejenigen um Indien besorgt sein können, welche eine Karte im kleinen Maßstabe vor Augen haben. Gegenwärtig dürfte jedoch keine wenn noch so große Karte den edlen Lord zu beruhigen geeignet sein.

Russland steht an der Nordgrenze Afghanistans, dessen Integrität England gesichert hat. Russland erkennt aber ausschließliche Rechte Englands auf Afghanistan nicht an und gab nur zur Festsetzung der russisch-afghanischen Grenze seine Einwilligung. Die Zustände Afghanistans sind indes keineswegs consolidiert, und die besten Kenner der dortigen Verhältnisse behaupten, dass Russland nur zu wünschen brauche, um einen Vorwand zur Einmischung in die afghanischen Angelegenheiten zu finden, und England müsste ohnmächtig zuschauen, wie Herat oder die Hindu-Kusch-Linie in Russlands Herrschaft übergehe. Jeder Schritt Russlands in Afghanistan muss jedoch Englands Prestige in Indien schädigen und seine Herrschaft daselbst untergraben. Das weiß man in England nur zu wohl. Auch ist nunmehr für England die Entscheidung dadurch erleichtert worden, dass Frankreich und Russland sich in einem Lager befinden und die europäischen Interessen Englands sich mit denjenigen der Tripelallianz decken. Aus diesen Gründen ist mit Zuversicht darauf zu rechnen, dass England in einen großen europäischen Krieg thatkräftig eingreifen würde.

Nun schreiten wir zur Musterung des anderen Lagers und wollen uns dabei nicht beim einstmals „einzigen Freunde" des Czaren aufhalten, sondern sofort zu Frankreich übergehen. Frankreich ist viel früher als andere europäische Mächte centralisiert worden, und seine Macht sowie sein Reichthum, seine geistigen und wirtschaftlichen Kräfte, seine Culturschätze aller Art, seine hervorragenden Schriftsteller und sein glänzender, tonangebender Hof hatten ihm lange Zeit hindurch eine dominierende Stellung in Europa gesichert; und obwohl Amerika schon im 15. Jahrhunderte entdeckt wurde, so spielte sich doch die Weltgeschichte bisher in Europa ab, und eine dominierende Stellung in Europa war gleichbedeutend mit einer dominierenden Stellung in der Welt. Aber schon in den Dreißigerjahren lenkte Tocqueville die Aufmerksamkeit der Politiker auf die Thatsache, dass zu Ende des 19. Jahrhunderts Russland und die Vereinigten Staaten von Amerika je 100 Millionen Einwohner haben werden. Bald darauf fieng man an, von Weltmächten zu sprechen, und bezeichnete als solche England, Russland, die vereinigten amerikanischen Staaten und China. China hat soeben einen Krieg überstanden, der für seine Zukunft entscheidend sein kann, und hat ebensowie Russland und die Vereinigten Staaten einen ausgedehnten Landbesitz und eine zahlreiche Bevölkerung. Hingegen ist das europäische Gebiet Englands und seine europäische Bevölkerung kleiner, als es bei Frankreich der Fall, und es verdankt seine Welt-

stellung seinen Colonien. Die insulare Lage Englands schloss eine Erweiterung der Grenzen des Mutterlandes aus, und es war auf die Colonialpolitik angewiesen. Aber auch Frankreich ist auf drei Seiten vom Meere bespült, hat im Süden seit Jahrhunderten die unverrückbare Grenze der Pyrenäen und nur im Osten unzählige Kriege um den Besitz italienischen Bodens sowie 22 Kriege um Landstreifen im Rheinthale geführt. Gegenwärtig scheint die Grenze zwischen Frankreich und Italien eine stabile zu sein, und das im Jahre 1870 von Frankreich abgetrennte Elsass-Lothringen befindet sich in den Händen des mächtigen Deutschen Reiches. Frankreich hat 455.000 km^2 und Elsass-Lothringen nur 14.509 km^2. Aber selbst wenn Frankreich die so heiß ersehnte Rheinlinie erreichen sollte, so wäre sein Gebiet nur um weitere 22.000 km^2, zusammen um 36.500 km^2 oder um $^1/_{12}$ vergrößert. Durch einen so geringfügigen Zuwachs könnte Frankreichs Weltstellung keineswegs gesichert werden. Auch die Bewegung der Bevölkerung weist unerfreuliche Ergebnisse auf. In den letzten vier Jahren ist Frankreichs Population sogar um einige tausend Köpfe zurückgegangen. Im Jahre 1872 zählte Frankreichs Bevölkerung 36,102.921 Seelen und 38,341.192 Seelen im Jahre 1891, erfuhr somit einen Zuwachs von 2,400.000 Seelen in 19 Jahren, während Deutschland im Jahre 1871 41,058.792 und im Jahre 1891 49,428.470 Seelen zählte, somit einen Zuwachs von 8,370.000 Individuen in 20 Jahren aufzuweisen hatte. Nach Rudolf Mayer bedienten sich zu Beginn des laufenden Jahrhunderts der französischen Sprache als Muttersprache 31·5, der deutschen 30 und der englischen 21 Millionen Menschen. Gegenwärtig sprechen 50 Millionen Menschen französisch, 70 Millionen deutsch und 125 Millionen englisch. Wir sehen daher, dass weder die Größe Frankreichs noch die Zahl seiner Bevölkerung ihm eine Weltstellung sichert, und dass es ebensowie England seine Colonialmacht entwickeln muss, wenn es die „grande nation" bleiben will. Freilich besitzt England eine energische, thatkräftige Bevölkerung, welche jährlich Hunderttausende von Auswanderern entsendet, seine Privatgesellschaften gründen ausgedehnte Colonien und verwalten diese durch Jahrzehnte, bevor sie das Mutterland unter seinen Schutz nimmt. Die Franzosen hingegen bewerben sich bei jeder Gelegenheit um die Hilfe der Regierung und stellen jährlich kaum 20.000 Colonisten in ihre Colonien. Dies erklärt uns wenigstens zum Theile den Unterschied der colonialen Erfolge der beiden rivalisierenden Nationen. Es wäre jedoch möglich, dass ausgedehnte Colonien, indem sie gesicherte Existenzbedingungen für junge Franzosen schaffen, eine Rückwirkung

auf die Bewegung der Bevölkerung ausüben, dass ebensowie die englische Sprache und die englische Cultur sich in den englischen Colonien verbreiten, auch die französische Sprache und die französische Cultur in den französischen Colonien dominierend würden, so dass dann mancher, der daselbst nicht als Franzose geboren ist, sich doch als solcher fühlte. Eine Ergänzung seiner Macht durch ausgiebigen Colonialbesitz ist daher für Frankreich eine unbedingte Nothwendigkeit. Scharfblickende Franzosen haben dies längst erkannt. „Nur zwei Tage," sagt Elisée Reclus, „sind für den Franzosen von wesentlicher Bedeutung, der eine, an dem wir Nordamerika verloren, der andere, an dem wir Nordafrika gewonnen haben." Ähnlich äußert Lapouge: „Ganz vertieft in innere Zwiste oder persönliche Feindschaften, ließen wir uns seit einem Jahrhundert von den Angelsachsen alle Länder des Erdkreises wegnehmen, wo unsere Rasse sich hätte vermehren können."

Dem ist indessen nicht so, und während die erythräische Colonie am Rothen Meere 3500 *km* von Italien, die deutschen und englischen Colonien sogar 10.000 *km* und mehr vom Mutterlande enfernt sind, genießt Frankreich das Glück, dass im Süden zwei Tagereisen zur See, das ist nicht einmal 1000 *km* von Toulon oder Marseille, ausgedehnte Länder liegen, welche Frankreich zum Theile gehören, oder die es leicht erobern kann, wenn es dies mit Ausdauer anstreben will. Nordwestafrika, wo Frankreich Algier, Tunis, Senegambien, Portonuovo, Timbuktu u. s. w. innehat, bildet ein großes, reiches, zum Theile sehr fruchtbares Land, welches einerseits vom Meere, andererseits von der Sahara begrenzt ist, welches Frankreich durch volle Jahrzehnte, ja vielleicht durch Jahrhunderte einen ausreichenden Raum für die Colonisation bieten würde, ein Land, welches natürliche Reichthümer genug besitzt, um auf lange Zeit dem französischen Capital eine gute Anlage zu sichern, kurz, ein Land, welches den höchsten Anforderungen moderner Colonialpolitik entspricht. Erinnern wir uns, von kleineren Colonien absehend, dass außer den Besitzungen in Nordwestafrika auch noch Tonkin, Annam und Madagaskar zum französischen Colonialbesitz gehören, so wird uns klar, dass Frankreich schon gegenwärtig einen recht ansehnlichen colonialen Besitz hat, den es aber noch bedeutend erweitern kann.

Die Colonialpolitik hat in Frankreich längere Zeit unter allgemeiner Gleichgiltigkeit, ja sogar unter heftiger Gegnerschaft gelitten. Die Expedition nach Tonkin trug viel zum Sturze Jules Ferrys bei, und er bekam den Spitznamen „le Tonkinois". Auch stößt das Project

einer Saharabahn noch immer auf lebhaften Widerstand, obwohl dessen Verwirklichung Frankreichs Vordringen in das Innere Nordwestafrikas wesentlich fördern würde. Aber schon ist die allgemeine Meinung der Colonialpolitik viel günstiger, was aus dem schwachen Widerstande gegen die Madagaskar-Expedition erhellt. Am meisten trug hierzu die erfolgreiche Verwaltung von Cambon in Tunis bei. Auch General Dodds' Expedition gegen den König Behanzin wurde in Frankreich populär, und es lässt sich nicht leugnen, dass die Franzosen in Nordwestafrika bedeutende Fortschritte gemacht haben.

Die Colonisation erfordert viel Zeit und Mühe, sie ist, um mit den Franzosen zu sprechen, „une oeuvre de longue haleine". Mächte, welche Colonialpolitik treiben wollen, müssen das Meer beherrschen oder mit anderen Mächten, die imstande wären, ihre Flotte zu vernichten und ihnen die Colonien wegzunehmen, sich auf guten Fuß stellen.

Frankreich ist schon im 17. und 18. Jahrhunderte eine große Colonialmacht gewesen, und manche seiner Colonien, wie Canada und Louisiana, hatten sich geradezu glänzend entwickelt. In den Kriegen mit England zu Anfang des Jahrhunderts wurde jedoch Frankreichs Macht zur See gebrochen, und es verlor seine so viel verheißenden Colonien. Mit der Besetzung Algiers im Jahre 1830 beginnt die neue Epoche der französischen Colonialpolitik, welche zu großen Hoffnungen berechtigt, da die Colonien, die Frankreich gegenwärtig besitzt, schon jetzt einen großen Wert darstellen. Einen Begriff von deren natürlichen Reichthümern gaben die Colonialpavillons in der Pariser Ausstellung. Vor allem berechtigen Tunis und Algier zu großen Erwartungen, und französische Publicisten heben die Thatsache hervor, dass mit Ablauf des Jahrhunderts die europäische Bevölkerung in Algier eine Million und zur Zeit des hundertjährigen Jubiläums des Besitzes dieser Colonie zwei Millionen zählen dürfte. Wenn dem so ist, so sollten die französischen Politiker die Frage erwägen, ob Frankreich seine Colonien für die zweifelhafte Aussicht auf Elsass und Lothringen opfern könne und dürfe? Wir sagen *zweifelhafte* Aussicht, weil der ärgste Chauvinist zugeben muss, dass ein Krieg mit der durch England unterstützten Tripelallianz schwierig und sein Ausgang in Europa ungewiss sind. Was die Colonien anbelangt, so unterliegt es kaum einem Zweifel, dass Frankreich diese zum zweitenmale verlieren würde, und wie das Beispiel Italiens zeigt, wird es immer schwieriger, neue Colonien zu gründen, da die meisten hierzu geeigneten Gebiete sich bereits in festen Händen befinden. Sollte daher Frankreich seine jetzigen

Colonien verlieren, so müsste es auf eine coloniale Politik im großen Stile fürderhin verzichten.

Es darf weiters nicht übersehen werden, dass Russland nach einem siegreichen Kampfe mit der Tripelallianz auch für Frankreich gefährlich würde. Ein französischer Staatsmann bezeichnete treffend die Lage: „Für sie," sagte er, „ist Russland der Feind von heute, während für uns Deutschland dieser Feind ist, und erst nach dessen Besiegung wird Russland der Feind von morgen werden." Wenn wir nun die Kriegsaussichten im Bündnisse mit diesem Feinde von morgen abwägen, so sehen wir, dass Frankreich im Falle einer Niederlage seinen Mangel an Besonnenheit theuer bezahlen müsste und, selbst wenn es Elsass und Lothringen als Preis eines siegreichen Kampfes wieder gewönne, seine Colonien leicht auf immer verlieren könnte und überdies in Europa selbst vor einer neuen, großen Gefahr stände. Wenn es hingegen stetig rüstet und seine Zeit abwartet, so kann es seinen so viel verheißenden Colonialbesitz ruhig entwickeln, ohne auf irgendeine Chance der Zukunft zu verzichten, weil man mit dem Starken rechnet. Europa sehnt sich nach Frieden und möchte gern abrüsten. Dies ist aber nur dann möglich, wenn die größeren Streitfragen friedlich ausgetragen worden sind. Dann erst können die europäischen Mächte sich verbünden, ohne dabei, und zwar das ebensowenig wie es im Dreibunde der Fall ist, auf ihre Souveränität zu verzichten. Es ist daher wahrscheinlich, dass mit der Zeit irgendein Arrangement zustande kommt, welches fernerhin ein gutes Einvernehmen der zwei Culturvölker sichern würde.

Aber die Vernunft regiert die Welt nicht allein; Gefühle und Leidenschaften haben ein großes Wort mitzusprechen. Es wird daher manches Jahr vergehen, bevor ruhiges Überlegen die Revanche-Idee besiegt, und bis dahin kann der Czar bestimmt darauf rechnen, dass Frankreich auf seinen Wink Deutschland angreifen werde.

Endlich glaubt Russland, dass das zwanzigste Jahrhundert ihm gehöre, und in der That ist es schon nahe daran, in Europa eine erdrückende Übermacht zu erlangen. Im Jahre 1895 hat es circa 126 Millionen Einwohner, das ist ebensoviel wie alle drei verbündeten europäischen Centralmächte zusammen. Es hat ein ausgiebiges Eisenbahnnetz, das sich mit jedem Jahre vervollständigt. Sein Heer wächst fortwährend, der größere Theil davon ist an Russlands Westgrenze stationiert, und noch im Herbste 1894 wurden die 38. Infanterietruppendivision aus dem Kaukasus nach Kobryn und die 7. Cavallerietruppen-

division aus Elisavetgrad nach Wladimir-Wolynski herangezogen. Ferner wurde das 19. Armeecorps aufgestellt, und das 20. und 21. Armeecorps dürften demnächst aufgestellt werden. Endlich wird die Neubewaffnung der russischen Infanterie mit einem kleincalibrigen Repetiergewehre in der nächsten Zeit durchgeführt sein. Es lässt sich daher nicht verkennen, dass Russland, welches auf Frankreichs Mitwirkung unbedingt rechnen kann, gegenwärtig eine ernste Gefahr für Europa darstellt, da es offenbar gesonnen ist, weder in Asien noch in Europa seine Ziele aufzugeben. Letztere lassen sich aber mit den politischen und ökonomischen Interessen der Dreibundmächte in Europa sowie Englands in Asien durchaus nicht in Einklang bringen.

Aus dem bisherigen Verhalten Kaisers Nikolaus II. können wir schließen, dass er den Traditionen des Czarenthums, wie sich dieselben von Peter dem Großen und Katharina II. an bis auf Alexander III. in der ultranationalen und religiösen Richtung des letzteren entwickelten, treu bleiben werde. Nur wird er seinem Temperamente gemäß trachten, seine Ziele und Absichten durch gelindere Mittel und weniger rücksichtslos, als es der Czar-Vater gethan, zu erreichen. Russlands äußere Politik zeichnet sich insbesondere seit der Zeit, da Fürst Lobanow-Rostowski deren Leitung übernahm, durch Rührigkeit aus. Russland tritt activ in Ostasien auf und bezieht gegenwärtig nicht allein die Balkanhalbinsel, sondern auch Afrika in den Kreis seiner Thätigkeit ein, wie dies aus dem Verweilen der abyssinischen Deputation in Petersburg erhellt. Sollte daher Russland einst Kleinasien erobern, so wird es nicht beim Suez-Canal stehen bleiben, sondern seinen Einfluss und seine Machtsphäre vermuthlich auch auf das Land der Pharaonen sowie auf das durch seine Religionsgenossen bewohnte Abyssinien auszudehnen suchen. Man sieht schon heute, dass Russlands Politik mit der Zeit die ganze alte Welt umspannen wird. Doch auch in der äußeren Politik ist der junge Czar weniger rücksichtslos als sein Vater, wie dies seine Beantwortung der Condolenzdepesche Fürst Ferdinands, der Empfang der bulgarischen Deputation u. s. w. zeigten. Während seiner Regierung wird demnach die russische Diplomatie wieder zu ihren glänzenden Überlieferungen zurückkehren und in die Geleise der altbewährten Geschicklichkeit und Schlauheit einlenken können, welche dem Czar Alexander III. so sehr widerstrebte, und welcher sie so zahlreiche Erfolge zu verdanken hatte.

Einige europäische Publicisten und Politiker trösten sich damit, infolge des Wachsthumes der japanischen Macht dürfte im fernen

Osten ein ernster Gegner Russland erstehen, welcher einen bedeutenden Theil von dessen Kräften seiner Westgrenze entziehen und es so in Europa schwächen werde. Dem ist jedoch nicht so. Russland wird geradeso wie seinerzeit im Kaukasus und gegenwärtig in Centralasien seine Kräfte am Amurflusse nach Bedarf verstärken und mit der Zeit aller Wahrscheinlichkeit nach am Stillen Ocean über eine starke Armee verfügen, ohne sich hierdurch an seiner Westgrenze im geringsten zu schwächen. Selbst nach dem Ausbau der sibirischen Eisenbahn wird es schwer fallen, größere Streitkräfte auf eine Entfernung von 7000 bis 9000 *km* zu verschieben, und das russisch-europäische Kriegstheater liegt so weit ab vom Kriegstheater am Amur, dass Niederlage oder Erfolg auf dem einen keine Rückwirkung auf den Verlauf der Operationen auf dem anderen ausüben können. Andererseits wird allerdings das Entstehen einer neuen maritimen Macht im entlegenen Osten wenigstens eine Zeitlang die Stärke der russischen Flotten in Europa beeinflussen. Die japanische Seemacht zeigte sich bedeutend kampftüchtiger, als man anfänglich vermuthet hatte. Sie wurde bald durch die den Chinesen abgenommenen Kriegsschiffe verstärkt; außerdem ordnete die japanische Regierung den Bau einiger neuer Kriegsschiffe an, bestellte andere in England, und aller Wahrscheinlichkeit nach wird ein bedeutender Theil der chinesischen Contribution zur weiteren Vermehrung der Flotte Japans verwendet werden, weil ein Inselreich, das nicht das Meer beherrscht, vollkommen wehrlos ist. In Anbetracht dieses Wachsthumes der japanischen Flotte ist auch Russland gezwungen, seine Flotte im Stillen Ocean zu verstärken. Und da der Bau eines großen Kriegsschiffes einige Jahre dauert und Millionen kostet, und da bei dem raschen Fortschritte der Schiffsbautechnik und des Schiffsartilleriewesens ein Kriegsschiff nach Lord Brassey binnen zehn Jahren als veraltet erscheint und einen minderen militärischen Wert darstellt, so wird zufolge der Nothwendigkeit, die Escadre des Stillen Oceans rasch zu vermehren, die Entwicklung der maritimen Kräfte Russlands im Baltischen und im Schwarzen Meere eine geraume Zeit hindurch aufgehalten werden, ein Umstand, welcher namentlich für Frankreich ungeheuere Wichtigkeit besitzt.

Eine gewisse Beruhigung für Europa dürfte zwar die Thatsache gewähren, dass Russlands Auftreten nicht immer den Erwartungen entsprochen hat. Friedrich der Große nannte den Krieg zwischen Russland und der Türkei einen Krieg des Einäugigen gegen den Blinden. Im Jahre 1855 zeigten sich die Armeen des Kaisers Nikolaus I. den

Armeen der Westmächte nicht gewachsen, und auch 1877 und 1878, im letzten russisch-türkischen Kriege, traten viele Mängel des russischen Militärwesens zutage. Aber seitdem wird sehr eifrig an der Entwicklung der russischen Wehrmacht gearbeitet, und es ist nicht rathsam, auf die Fehler und die Mängel des Feindes zu bauen. Auch darf nicht übersehen werden, dass trotz der ökonomischen und culturellen Überlegenheit Europas Russland in dieser Hinsicht doch auch Fortschritte aufweisen kann.

Endlich ist in Betracht zu ziehen, dass Russland außer auf die französischen Sympathien bis zu einem gewissen Grade auch auf den Panslavismus rechnen kann. Zwar hat es seine Ausnahmsstellung in Bulgarien durch eigene Fehler verscherzt, und die bulgarischen Patrioten halten heute an der Selbständigkeit ihres Landes fest und wollen dieselbe um keinen Preis aufgeben. Nichtsdestoweniger hat Russland in Bulgarien ebensowie in Serbien zahlreiche Anhänger. Montenegro ist ein vorgeschobener Posten Russlands auf der Balkanhalbinsel, und die Czechen, welche ihrer Opposition Nachdruck verleihen wollen, geberden sich als begeisterte Freunde Russlands. Die Gebildeten unter ihnen wissen zwar, dass sie in Russland bei weitem nicht die Rechte und Freiheiten haben würden, die sie in Österreich genießen, aber die Massen, welchen die Liebe zur großen Brudernation und zum mächtigen Czar seit vielen Jahren gepredigt wird, haben dafür kein Verständis, und das harte Los der Czechen in Russland, welche sich die orthodoxe Religion und die russische Sprache aufdrängen lassen müssen, wird ihnen nicht mitgetheilt. Wenn nun derartige Sympathien bestehen konnten während der Regierung Alexanders III., der alle Nationalitäten in Russland, gleichviel ob sie slavischer Abstammung waren oder nicht, rücksichtslos unterdrückte, und dessen Diplomatie ganz und gar nicht entgegenkommend war, um wie viel mehr könnte sich der Panslavismus verbreiten, wenn die nicht russischen Nationalitäten in Russland besser behandelt wären und die mit großen Geldmitteln ausgerüstete russische Diplomatie ihrer Tradition gemäß an die Leidenschaften der kleineren Völker zu appellieren und dieselben für sich zu gewinnen suchte, ohne sich durch Versprechungen und Abmachungen zu binden. Unter solchen Umständen könnte wohl Europa Überraschungen erleben, deren heute selbst die Vorsichtigen und Ängstlichen nicht gewärtig sind.

Zudem hat Russland, welches auf Frankreich unbedingt zählen und unter den slavischen Völkern über Nacht Alliierte finden kann, einen nicht zu unterschätzenden Vortheil: die einheitliche Leitung. Der

Czar allein leitet Russlands Politik, während die Dreibundmächte nur dann aufeinander rechnen können, wenn sie angegriffen werden oder sich im voraus über ein gemeinsames Vorgehen geeinigt haben. Russland hat die Initiative, handelt nach eigenem Ermessen und kann nach Belieben die zum Losschlagen geeignetste Zeit wählen.

Ob die europäische Diplomatie dereinst bei so schwierigen Verhältnissen auf der Höhe der Situation zu finden sein wird, liegt noch im ungewissen. Sowenig wir aber geneigt sind, uns auf vage Vermuthungen einzulassen — eines steht schon heute außer Zweifel: dass die Machtverhältnisse sich augenfällig zugunsten Russlands verschieben. Somit können alle jene, denen die westeuropäische Civilisation am Herzen liegt, nicht ohne Besorgnis in die Zukunft blicken.

Der Antheil Österreich-Ungarns an den oceanographischen Forschungen der Neuzeit.

Mit einer Kartenskizze.

Von J. Luksch und J. Wolf.

Fiume.

(Schluss.)

Von Samos aus suchte „Pola" das Ägäische Meer nach Cap Doro an der Ostküste von Griechenland zu traversieren, ein Unternehmen, welches insofern misslang, als man etwa 30 Seemeilen vom gedachten Cap wegen schwerer See und Wind wieder ostwärts gegen Kleinasien wenden musste und zwei Häfen in Chios — Kalamiti und die Megalobai — anlief, ohne jedoch mit dem Lande in Berührung zu kommen. Nun zog man weiter nordwärts, die Bai von Smyrna kreuzend, und lief Sigri auf Mytilene an. Sigri, ein kleiner türkischer Ort mit verfallenem Castell, welches herzlich schlecht mit alten und wenigen neuen Kanonen bewehrt ist, macht dennoch einen erfreulichen Eindruck durch seine Lage und köstliche Abgeschlossenheit. Die Bewohner, ein paar hundert an der Zahl, sind friedliche und freundliche Leute, die Behörden zuvorkommend und zu jedem Dienste bereit. Der Ort ist arm, entbehrt jedes Luxus, selbst das Caféhaus befindet sich in bedauerlichem Zustande. Weder Arzt noch Apotheke sind vorhanden, und so musste auch unser Bordchefarzt etwas Praxis üben, welche ihm als

Honorar einige Melonen, eine Schildkröte und vielen Dank einbrachte. In der Nähe Sigris finden sich die Reste versteinerter Bäume, von denen wir Stücke zur Erinnerung an Bord brachten. Von Sigri querten wir den Archipelagus und liefen den Golf von Santo an, passierten Monte Athos, machten eine Rundfahrt durch die Bai, beobachtend, aber ohne vor Anker zu gehen, und nahmen Curs gegen die Halbinsel von Gallipoli. Es war eine selten dankbare Fahrt längs den Hängen des Hagyon Oros, und das schöne landschaftliche Bild, welches die Bai gewährt, wird wohl allen, welche an Bord waren, in langer Erinnerung bleiben. Schon auf eine ansehnliche Anzahl Meilen gelangt der Heilige Berg dem darauf haltenden Schiff in Sicht, gleich einer Riesenpyramide aus den Fluten sich erhebend. In Sichtdistanz angelangt, läſst sich der dicht bewaldete Untertheil von der kahlen Spitze wohl unterscheiden. Es war früh morgens, als wir in die Bai einliefen und nach vorgenommenen Untersuchungen in der Axe derselben die Rückfahrt in die hohe See längs dem Waldgebirge antraten. Schwer ist die Pracht der Wälder, die Mannigfaltigkeit der Vegetation, die Stattlichkeit der Klöster, förmlich kleiner Städte mit hohen, soliden Hausbauten, und prächtigen Kirchen mit weitfunkelnden, verschiedenfarbigen Kuppeln zu schildern. Daſs hier ein einheitlicher Gedanke, eine mächtige Organisation walten müsse, um ein solches Bild zu schaffen, drängt sich dem Beschauer unwillkürlich auf. Es war nicht in unserer Absicht gelegen, das Land zu betreten, und so waren wir auch nicht in der Lage, das, was wir auf Schuſsdistanz in Sicht bekamen, näher zu prüfen. An der Hand eines Kenners dieses reizenden Erdenwinkels, Adolf Brüch, sei jedoch hier in gekürzter Form dargegeben, was dieser Autor in seiner Arbeit über die Halbinsel Chalcidice schreibt:

„Das Waldgebirge Hagyon Oros mit dem Athosberge ist umflossen vom gleichnamigen Golfe und von jenem von Rendina, erhebt sich aus dem ebenen Isthmus querriegelförmig und steigt allmählich bis zu 990 *m* Höhe an, welche Höhe es hart vor dem Heiligen Berge erreicht, der von dort als Kegel plötzlich zu 1935 *m* emporragt und gegen die See hin steil abstürzt. Ganz Hagyon Oros ist mit Ausnahme des kahlen Athosberges, dessen Spitze die höchstgelegene Kirche der Christenheit ziert, waldbedeckt, und was nicht waldbedeckt ist, ist Obst-, Zier- oder Weingarten, so daſs die zwischenliegenden Wiesen und Felder dem Beschauer in der Ferne ganz verhüllt erscheinen. Doch nicht die klimatischen und Naturverhältnisse sind es allein, welche hier die Entfaltung einer äuſserst üppigen Vegetation begünstigen, es ist

der Fleiß der Mönche auf Hagyon Oros, welcher den Segen der Natur zur Reife bringt.

Wenn Boué sagt, dass er auf Chalcidice eine Flora gleich jener auf Morea vermuthe, und dass man da wie im südlichen Macedonien und in Thessalien Eichengehölze, Hollunder, Ölweide, Schlehe, Heckenrosen finde, so erscheint diese Vermuthung gerechtfertigt, denn aus übereinstimmenden Nachrichten geht hervor, dass die Wälder mit Weißtannen, Platanen, Buchen und Eichen besetzt sind, dass Feigen-, Nuss- und Kastanienbäume, Cypressen, Pinie, Wein, Lorbeer, Haselstaude, Maulbeere und Obst aller Art gedeihen. Denkt man sich nun inzwischen Myrten, Rosen, Weißdorn, Oleander eingesprengt, so wird es erklärlich, dass Duft, Farbenpracht und Schmelz der Blumen mächtig die Sinne berücken. Und die Erhaltung dieser Pracht, veredelt durch Menschenhände, ist dem kahlen Giganten Athos zu danken.

Der Name ‚Athos' kommt nach einigen von Athos, einem Sohne Poseidons, nach anderen von dem Giganten Athos, der im Kampfe mit den Göttern diesen Berg aus Thessalien nach Chalcidice geschleudert haben soll.[1])

Nach den Überlieferungen der griechisch-katholischen Kirche aber soll dieser Berg es gewesen sein, auf welchem Christus der Herr vom Satan versucht wurde, und so ist es erklärlich, dass man ihm in der letzten Zeit des Christenthums den Namen ‚Hagyon Oros', d. h. der heilige Berg, beilegte und später nach ihm auch die ganze Halbinsel benannte. Dass eine solche Überlieferung schon frühzeitig viele der frommen Männer zur Pilgerfahrt dahin bewegen musste, ist ebenso natürlich wie die Folge davon, dass dort bald eine Kirche oder Kapelle und gewiss nicht viel später, wenn nicht früher, ein Kloster erbaut wurden.

In dem Maße nun, als sich das Christenthum und mit ihm das Mönchthum entwickelten, wurden die Zuzüge der ansiedlungslustigen frommen Brüder immer bedeutender und zwar derart, dass die jeweiligen Regenten endlich dem Treiben zu misstrauen begannen und die Mönche ausgewiesen wurden.

Die nun folgenden Kämpfe dauerten Jahrhunderte lang, bis es endlich den frommen Brüdern im 10. Jahrhundert unter der Regierung des Flavius Romanus und Nicephorus Phocas, des Sara-

[1]) Entnommen aus J. Ad. Brüch, „Des Aristoteles Heimat oder die Halbinsel Chalcidice"; Mitth. der k. k. geogr. Gesellsch. in Wien 1893, I. Heft.

cenenbesiegers, (959 nach Christo) gelang, sich ihre Niederlassungen auf Hagyon Oros endgiltig zu sichern. In späterer Zeit wuchsen die Klöster unter steter Unterstützung von Seite Russlands rasch wie Pilze aus dem Boden, und ihre Bewohner wussten bald so festen Fuß auf der Halbinsel zu fassen, dass ihnen selbst die verheerende Überflutung Europas durch die Türken nichts anzuhaben vermochte. Und gegenwärtig noch genießt dieser kleine, dem Sultan nur tributäre Mönchsstaat hinsichtlich der Verwaltung denselben Grad von Unabhängigkeit, welchen ehemals auch Serbien und die Walachei genossen haben. Er repräsentiert somit das älteste freie Gemeinwesen im türkischen Reiche, ja seine Rechte gehen so weit, dass weder ein Muselmann noch ein weltlicher Christ sich dort niederlassen darf.

Nach älteren Daten soll der öffentliche Dienst, beziehungsweise die Verwaltung dieses Staates jährlich eine halbe Million Silbergroschen in Anspruch nehmen, wovon die Hälfte als Tribut nach Constantinopel wandert, während die zweite Hälfte der Patriarch, der jeweilige Vali und die Miliz aufzehren. Gegenwärtig befinden sich auf der Halbinsel 26 catastermäßig registrierte Klöster, welche zusammen an 6000 Insassen beherbergen sollen."

Die aus Griechen und Russen, Serben und Bulgaren bestehenden Bewohner theilen sich in eigentliche Mönche, 3000 an der Zahl, und ebenso viele Laienbrüder. Sie leben gemeinschaftlich und beziehen alles vom Kloster selbst oder führen Wirtschaft für sich. Die Klöster liegen am Hange des Höhenzuges von Hagyon Oros, sind mit Mauern bewehrt, welche einst sogar Kanonen führten, und scheinen prachtvoll erhalten. Von der See aus geben diese in das Grüne der Wälder und Gärten eingebetteten kleinen Städte einen reizenden Anblick. Eine Garde von 50 Mann sorgt auf der Halbinsel für Ordnung, Schutz gegen die Klephthen und Verhinderung unbefugter Ansiedlungsversuche.[1])

Gebet und Arbeit bilden die Beschäftigung der Mönche, dann Acker- und Gartenbau, Holzindustrie und Stickerei. Wissenschaftliche Thätigkeit ist fast ausgeschlossen, der Bildungsgrad der Mönche ein im Durchschnitt sehr niederer. Leider befinden sich demgemäß ihre Archive, die gewiss sehr Wertvolles enthalten, im traurigsten Zustande der Verwahrlosung, doch wurden dieselben in neuerer Zeit von Professor Lambros aus Athen katalogisiert.

---

[1]) Lambros, „Ein Besuch auf dem Berge Athos", 1881.

Nach der befriedigenden Fahrt durch den Golf von Monte Santo kreuzte „Pola" den Archipelagus zum drittenmal und warf am 1. September in den Dardanellen bei Sara Siglar — südlich von Tschanak Kalessi — die Anker. Tschanak Kalessi ist Sitz der türkischen Militär- und Civilbehörden und von 11 Consulaten. Hier müssen alle die Dardanellen passierenden Schiffe Aufenthalt nehmen, um die weitere Fahrbewilligung einzuholen. Der Platz, an welchem die Stadt mit ihren schweren Batterien erbaut ist, bildet den Schlüssel für die Durchfahrt des Hellesponts. An der engsten Stelle liegend, wo die Strömung sich am heftigsten äußert, im Alterthum wegen der schwierigen Querung von Asien nach Europa und zurück unbeachtet, hat erst die Erfindung der Feuerwaffen den hohen militärischen Wert dieser Örtlichkeit begründet. 1462 oder 1463 hat demgemäß Sultan Mohamed II. am asiatischen Ufer das feste Schloss Tschanak Kalessi, am europäischen jenes von Kilid Bahr (Schlüssel des Meeres) erbauen und mit Kanonen bewehren lassen, welche die Durchfahrt zu verhindern bestimmt waren.

Officiell „Kale Sultânîe" (Sultanschloss) benannt, wird dieser Ort auch „Tschanak Kalessi" (Topfstadt) geheißen, weil mächtige Thonlager eine blühende Thonwarenindustrie hervorriefen, die den Ort, welcher etwa 7000 Einwohner zählt, zur zweitgrößten Ansiedlung (nach Gallipoli) am Hellespont gehoben hat.[1])

Die angesichts der Festung 1654, 1656 und 1659 zwischen der Pforte und Venedig stattgefundenen Seegefechte bestätigen die Wichtigkeit der Lage dieses Schlosses.

Wenige Kabel südlich von Tschanak Kalessi musste „Pola" behördlicher Bestimmung nach in der flachen Bai von Sara Siglar vor Anker gehen. Eine Durchforschung der Dardanellen war nicht gestattet worden, und so musste man sich darauf beschränken, jene Untersuchungen zu pflegen, welche von Bord aus möglich waren. Strömungsbestimmungen, Untersuchungen der Temperatur und des Salzgehaltes des aus dem Schwarzen Meere kommenden Wassers füllten die Zeit aus, in welcher die Maschine gereinigt und der Mannschaft etwas Ruhe gegönnt wurde. Am 9. September verließ „Pola" die Dardanellen mit reinem Patent und mit gesunder Bemannung, obwohl in Constantinopel und Gallipoli bereits Cholerafälle aufgetreten waren, kreuzte das Ägäische Meer zum viertenmale in der Richtung nach dem Golfe von Volo und gieng schweren Wetters wegen auf der Insel Skiatho im Hafen gleichen Namens

---

[1]) „Die Straße der Dardanellen" von Max Lunpricht, Breslau.

vor Anker. Trotz des reinen Gesundheitspatentes verhängte hier die griechische Regierung über das Expeditionsschiff eine zehntägige, in Delos abzuhaltende Quarantaine, weil während der Reise von den Dardanellen nach Skiatho die ersteren unter Contumaz gestellt waren. Weder Protest noch Patent konnten an der Sache etwas ändern, „Pola" musste, ohne mit dem Land verkehrt zu haben, am 11. September die gelbe Quarantaineflagge hissen, welche ihr zu streichen erst bei der Ankunft in Corfu am 29. September, also nach 19 Tagen erlaubt wurde.

Zehn Tage, ohne zu arbeiten, in Delos vor Anker zu liegen, musste als ein Raub an den Interessen der Expedition betrachtet werden. Es wurde beschlossen, Recurs zu erheben, arbeitend weiterzufahren, wo man anlief, mit der Bevölkerung in keinen Verkehr zu treten und endlich, in Syra angelangt, die Vermittlung der Behörde direct in Anspruch zu nehmen. Ohne frische Lebensmittel, mit schwindender Kohle lief Seiner Majestät Schiff „Pola" am 13. von Skiatho aus, berührte Skyros, wo ein an die äußere Bordwand der „Pola" mit Kreide geschriebenes Telegramm abgegeben wurde, und lief endlich, stets beobachtend und Salzfleisch in harmonisch abwechselnder Zubereitung als Entree, als Rindfleisch, als Braten und selbst mit Mehl zusammengebracht als Mehlspeise verzehrend, am 17. September in Syra ein, um wieder ohne Erfolg protestierend am 18. nach Delos zu gelangen. Am 24. September endlich erhielt „Pola" die Bewilligung, mit zwei Sanitätswächtern an Bord die Reise nach Corfu fortzusetzen, um dort vom Banne der Contumaz frei zu werden. Ein lucratives Geschäft — unseren geringen Vorrath an Kohle um einen geradezu unbotmäßigen Preis zu ergänzen — wurde den Herren Speculanten dadurch verdorben, dass der Commandant, um das Ärar nicht zu schädigen, die Weiterfahrt auch ohne solche Ergänzung antrat. Nur einmal in Port Vatika vor Anker nächtigend, legte „Pola" den Weg von Delos bis Corfu stets arbeitend vom 24. bis 29. September zurück, und wurde das Schiff, wie bereits erzählt, am 29. mittags vom Banne der Contumaz befreit. Es war hohe Zeit, denn die Kohle langte nur mehr auf Stunden, und nur mehr sieben Tonnen betrug der Vorrath.

Die Rückfahrt von Corfu nach Pola verlief, einiges schlechte Wetter abgerechnet, ziemlich glatt. Die Beobachtungen waren schon am 26. September abgeschlossen worden, und am 5. October, genau 84 Tage nach der Ausfahrt, kehrte das Expeditionsschiff nach dem Centralhafen zurück.

Mit dieser vierten Reise erscheint das den Expeditionen gestellte Programm, die Erforschung des östlichen Mittelmeeres, zum vorläufigen Abschlusse gelangt. Über die Ergebnisse auf physikalischem und oceanographischem Gebiete liegen indes eingehende Berichte nur über die drei ersten Fahrten vor,[1]) während über die vierte Fahrt derzeit nur ein Vorbericht[2]) erschienen ist und die ausführlichen Darlegungen sowie ein alle vier Expeditionen umfassender Schlussbericht noch der seinerzeitigen Veröffentlichung harren. Wir sind daher nur in der Lage, der Resultate soweit zu gedenken, als die oben citierten Publicationen es gestatten, und wird es einer eventuellen späteren Veröffentlichung überlassen bleiben, Ergänzendes über die Resultate der Expeditionen zu berichten.[3])

Wie schon im Früheren bemerkt, umfasste das zu durchforschende Gebiet die Gewässer des Mittelmeeres von dem Meridian des Cap Santa Maria di Leuca ostwärts. Man glaubte bei Wahl des Operationsfeldes die Erforschung der westlich dieser Linie liegenden Theile des gedachten Meeres jenen Staaten überlassen zu sollen, welche sich bis nun vorwiegend mit denselben beschäftigt haben, nämlich Italien und Frankreich.

Auf das beregte östliche Gebiet nun sollen sich die nachfolgenden Ausführungen beziehen, und werden wir nach einer allgemeinen Charakteristik der diese Gewässer begrenzenden Gestade zu dem Seebodenrelief übergehen, wie sich dasselbe nunmehr nach den abgeschlossenen Nachlothungen herausstellt, und dann der physikalischen und oceanographischen Verhältnisse gedenken. Auf ein Eingehen in die zoologischen und chemischen Verhältnisse verzichten wir, als in unserer gestellten Aufgabe nicht einbegriffen.

Von der 2,371.242 km^2 umfassenden Fläche des Mittelmeeres fiel etwa die Hälfte, soferne man das Schwarze und Adriatische Meer hierbei ausschließt, der Erforschung durch Seiner Majestät Schiff „Pola" zu. Die westöstliche Ausdehnung dieses Gebietes beträgt etwa 1000, die Maximalbreite 600 Seemeilen. Begrenzt wird dasselbe

---

[1]) Denkschriften der kaiserlichen Akademie der Wissenschaften, Band LIX, erste Reihe: I. und II. Expedition der „Pola"; Band LX, zweite Reihe: III. Expedition.

[2]) Sitzungsbericht der kaiserlichen Akademie der Wissenschaften vom 12. October 1893. Vorläufiger Bericht über die physikalisch-oceanographischen Arbeiten im Sommer 1893 von J. Luksch (IV. Expedition).

[3]) Seit Abfassung dieses Artikels ist der Bericht über die vierte Expedition bereits erschienen; der Schlussbericht jedoch ist selbstredend noch immer ausständig.

von den Gestaden Griechenlands, Macedoniens und Thraciens, Kleinasiens, Syriens und Palästinas, endlich Ägyptens und Tripolis'. Mit Ausnahme Ägyptens und des lybischen Wüstenrandes sind sämmtliche Küsten steil der See zufallend, und selbst der letztere ist felsig und durch vorliegende Riffe verlegt. Die Configuration der griechischen Küste und jener Westkleinasiens ist eine vorzügliche, vielgegliederte, mit zahlreichen Buchten, Baien und vorgelagerten Inseln ausgestattete. Auch jene von Macedonien und Thracien entbehrt nicht der günstigen Bedingungen. Südkleinasien und Syrien dagegen bieten der Navigation wenig günstige Ruhepunkte, während die Gestade Ägyptens und Nordafrikas, inclusive des Plateaus von Barka noch mehr zu wünschen übriglassen. Bei auflandigem Winde sind diese hafenarmen, zum Theile mit vorgelagerten Riffen verlegten Küsten im hohen Maße bedenklich für den Seefahrer.

Betrachten wir den an diesen Gestadelandschaften als Fortsetzung derselben liegenden Seeboden in seinem verticalen Bau, so müssen wir zunächst bemerken, dass, gleichwie dies für das Litorale gesagt werden kann, sich im Laufe von Jahrtausenden Wasser und Feuer vereinigten, um großartige Veränderungen hervorzubringen. Vulcanische Thätigkeit, Erdbeben, Abrosion 2c. haben die gegenwärtigen Formen der Küsten und des Seebodenreliefs gestaltet. Zur Erkenntnis des letzteren hat erst die Neuzeit wesentlich beigetragen. Wir brauchen nur wenige Jahrzehnte zurückzugreifen, um in eine Zeit zu gelangen, da die Kenntnis der Formen des Seebodens im Mittelmeere sich kaum noch in ganz allgemeinen Zügen bewegte und die darüber vorliegenden Karten zumeist nur von der Tiefe der Küstengewässer und der Gestalt des unter diesen liegenden Grundes Aufklärung gaben. Seither ist es besser geworden, und wir können es heute wagen, wenn auch nicht ein Bild gleichwie für ein trockenes, gut durchforschtes Landgebiet, so doch ein solches zu geben, welches billigen Anforderungen genügt und uns mit der Hauptgestalt des Meeresbodens vertraut macht. Der Abrundung halber soll im Nachfolgenden die Grenze unserer Darstellung an jene Stelle verlegt werden, wo Afrika und Europa sich am meisten nähern, nämlich zwischen Sicilien und dem tunesischen Gebiete. Was westlich von dieser Grenze liegt, mag ausgeschlossen sein, und wir haben es somit nur mit dem centralen und den östlichen Theilen des Mittelmeeres zu thun.

Beginnen wir bei dem erstgenannten. Das centrale Mittelmeerbecken umfasst neben der Adria jenes Seegebiet, welches zwischen den

Gestadelandschaften Süditaliens und Siciliens, Westgriechenlands und den afrikanischen Landschaften von Tunis, Tripolis und Barka gelegen ist und durch die Adventure- und Skerkibänke zwischen Tunis und Sicilien sowie durch einen vom Plateau von Barka nach der Insel Candia führenden Hochgrund einerseits von dem westlichen, andererseits von den Gewässern des östlichen Beckens abgeschieden wird.

Die unterseeische Bodenschwelle zwischen Tunis und Sicilien liegt nicht tiefer als 450 *m* im Maximum, und es hat sohin das unter dieser Grenze liegende westliche Mittelmeerwasser keinen Zutritt, da die zweite Verbindung, die Straße von Messina, an Tiefe noch weit geringer ist. Der Hochgrund zwischen Barka und Candien liegt bedeutend tiefer unter der Meeresoberfläche, scheidet aber immerhin alle Wassermassen, welche im Centralbecken unter 2000 *m* liegen, von jenen des östlichen Mittelmeeres.

Die Gestalt des Seebodens im Centralbecken ist mit einer riesigen Mulde mit zwei Depressionscentren zu vergleichen. Von Italien und Griechenland senkt sich der Seeboden sehr rasch, von den Festlandsküsten Afrikas dagegen mählich gegen die Mitte des in Rede stehenden Bassins und erreicht das eine Tiefenmaximum etwa in der Mitte zwischen Sicilien und dem Peloponnes mit 4067 *m* (Magnaghitiefe, gelothet 1887 durch Dampfer „Washington"), das andere etwa 50 Seemeilen Südwest von Cap Matapan mit 4400 *m*, gelothet von Seiner Majestät Schiff „Pola" 1891 und daher die „Polatiefe" genannt. Zwischen diesen beiden Depressionscentren liegt ein flacher Rücken, welcher sich um den Betrag von etwa 1000 *m* über die beiden angeführten Einsenkungen erhebt und die tiefsten Gewässer derselben abscheidet. Hierbei beträgt das Areal der Senkung der Magnaghitiefe etwa 1400, jenes der Polatiefe etwa 1000 nautische Quadratmeilen. Mannigfaltig configuriert erscheint der Seeboden des Centralbeckens nur an den Küsten von Sicilien und von Griechenland. Hier treffen wir oft nahe an der Küste auf 10 bis 20 Seemeilen Entfernung Tiefen bis zu 3700 *m* und darüber. So bei Sapienza nahe an Navarin, so Südost von Syrakus, wo sich auf einem Dreieck von etwa 10 Seemeilen Seitenlänge dicht neben einer Depression von 3650 *m* Tiefen von 236, 73 und sogar nur 68 *m* vorfinden, die Spitzen von unterseeischen Kegelbergen bildend, welche an Aufzug die Höhe des Ätna übersteigen.

Betrachten wir das Seebodenrelief östlich der unterseeischen Barre zwischen Barka und Candia, also dasjenige des eigentlichen Ostbeckens, so finden wir nicht die gleiche Eintönigkeit des Verlaufes wie im Centralbecken.

Nicht weniger als zwei Erhebungen und acht Vertiefungen finden sich in dem Gebiete zwischen der beregten Barre und den Küsten von Candia, Afrika, Syrien und Südkleinasien. Während im centralen Becken die Linie gleicher Tiefen von 2500 *m* nur eine einzige ausgedehnte Fläche umfasst und erst die Depressionen von mehr als 3500 *m* in zwei getrennte Gebiete zerfallen, sind im östlichen Becken die mittelst der Linien von 2500 und 3000 *m* umsäumten Areale vielfach gesondert.

Die hier gefundenen größten Tiefen liegen östlich von Rhodus in der Caramanischen See, wo Seiner Majestät Schiff „Pola" 1893 eine Lothung von 3865 *m* ausführte, die tiefste bis nun gefundene Cote in diesem Gebiete. Sie bleibt jedoch hinter jener der Polatiefe um 335 *m* zurück.

Das Centralbecken, mit dem Ostbecken verglichen, stellt sich als das ansehnlich tiefere dar. Zieht man eine Linie, welche von Cap Anamur (Kleinasien) gegen die Nilmündungen verläuft, als Grenze, so hat man im allgemeinen, von gewissen Ausnahmen abgesehen, westlich dieser Linie Tiefen über, östlich derselben Tiefen unter 2000 *m*.

Im größeren und tieferen westlichen Theile finden sich sechs Depressionen vor, von denen fünf über 3000 *m* Tiefe aufweisen, die sechste 2597 *m* im Maximum besitzt. Drei der erstgenannten Tiefgründe liegen in einer vom Golf von Adalia gegen Solum führenden Linie, einer nahe an der Südostküste von Candien, der geringsttiefe nahe an den Ufern von Afrika bei Ras el Milhr, der mächtigste mit 3865 *m* Maximaltiefe östlich von Rhodus. Ein Hochgrund südlich dieser stärksten Depression reicht bis 1920 *m* unter die Wasseroberfläche.

Die Küsten Candiens fallen steil zur Tiefe ab, jene Afrikas senken sich allmählicher, doch immerhin finden sich schon auf 40 bis 60 *m* vom Lande Tiefen bis zu 2500, ja selbst bis zu 3000 *m*.

Die Areale zweier in der Linie vom Golf von Adalia nach Solum liegenden Depressionen sind ganz erhebliche.

Der kleinere östliche Theil, also jener, welcher von der Linie von Cap Anamur gegen die Nilmündungen ostwärts liegt, ist seicht. Die größte Depression beträgt hier 40 Seemeilen südlich der Insel Cypern 2634 *m*, und ist der Flächeninhalt der von der 2500 Meter-Linie umschlossenen Senkung mäßig. Ein ziemlich dicht daneben liegender Hochgrund von geringer Ausdehnung ragt bis zu 1134 *m* unter das Niveau auf. Die Küsten von Kleinasien bei Alexandrette und von Ägypten nachbarlich des Nils sind seicht. Wir finden an letzteren

noch auf 40 bis 50 Meilen 200 *m*. Der Golf von Alexandrette ist versandet, und der Canal von Cypern hat nur eine Maximaltiefe von wenig über 1000 *m*. Dagegen stürzt die syrisch-palästinische Küste steil in das Meer herab, und wir finden an zwei Stellen derselben, bei Beirut und Ras Bazit, auf 5 Meilen vom Lande schon 1000 *m* Tiefe.

Wir gelangen zum Bodenrelief des letzten von uns untersuchten Gebietes, zu jenem des Ägäischen Meeres. Die Charakteristik der Seebodengestaltung dieses Gebietes war in großen Zügen bereits vor der Expedition bekannt, denn eine genügende Anzahl älterer Lothungen gestattete ein Urtheil über diese Gestaltung zu fällen, was für die übrigen Haupttheile des östlichen Mittelmeeres vor den ergänzenden Lothungen der „Pola" nicht zutraf. Man konnte die Bodengestalt des Archipels dahin charakterisieren, dass dieselbe aus einer Reihe von Becken, durch unterseeische Barrièren getrennt, bestehe. Die ergänzenden Sonden der „Pola" trugen jedoch zu einer schärferen Präcisierung dieser Becken und der sie trennenden Schwellen bei.

Durch die Inseln Cerigo, Cerigotto, Casso, Skarpantho und Rhodus sowie durch unterseeische Barrièren, welche diese Inseln unter sich und mit den angrenzenden Festländern verbinden, vom eigentlichen Mittelmeere getrennt, muss das Ägäische Meer als relativ seicht bezeichnet werden, da dortselbst die größte bis nun gefundene Tiefe nur 2250 *m* beträgt. Diese Tiefe wurde von Seiner Majestät Schiff „Pola" auf der zweiten Forschungsreise (1891) 20 Seemeilen nördlich von der Ostspitze Candiens (Cap Sidero) gelothet. Die Zugangsstraßen vom Mittelmeer zum Archipelagus sind durchweg von mäßiger Breite und geringer Tiefe.

Der Canal zwischen Candia und Casso, als der breiteste und tiefste, misst von Insel zu Insel 20 Meilen und hat eine Maximaltiefe von 800 *m*.

Von den früher erwähnten Becken, in welche der Archipel zerfällt, erscheint jenes nördlich von Candia als das räumlich ausgedehnteste und mächtigste. Die größte Tiefe ist die vorher bemeldete von 2250 *m*. Ein kleineres Becken von nur 1298 *m* Maximaltiefe liegt westlich des ersteren und wird durch Cerigo und Cerigotto vom äußeren Mittelmeere getrennt. Eine Reihe voneinander getrennter weiterer Becken liegt zwischen den Cykladen. Sie sind alle von geringer Tiefe und geringer Flächenausdehnung.

Das breite Gebiet zwischen der Küste von Kleinasien und den Cykladischen Inseln nördlich und östlich der erwähnten Senkungs-

felder ist mit Ausnahme des Bassins zwischen Samos und Chios seicht. Der nördlichste Theil des Ägäischen Meeres weist wieder Tiefen bis zu 1300 *m* auf, und zwar ist derselbe im Osten weniger tief als im Westen.

Die Tiefen in den den Archipel mit dem Marmara-Meere verbindenden Dardanellen endlich übersteigen nirgends den Betrag von 100 *m* um ein bedeutendes.

Das Studium der Vertheilung der Seetemperatur im östlichen Mittelmeere, das Ägäische Meer einstweilen beiseite gelassen, ergab zunächst eine Zunahme der Temperatur von Westen nach Osten und von Norden nach Süden, doch nur im allgemeinen und nicht ausnahmslos, aber sowohl an der Oberfläche wie in den Mittelschichten. Das tiefere Wasser folgt zwar gleichfalls diesem Gesetze, doch wurden im östlichsten Theile der in Rede stehenden Meeresgebiete in Tiefen von über 1000 *m* fast ausnahmslos 13·6° C. gemessen. Von der Oberfläche dem Grunde zu nimmt die Temperatur — all dies für die sommerliche Jahreszeit gesprochen — bis etwa 100 *m* sehr rasch, dann immer langsamer und von 400 bis 1000 *m* nur mehr wenig ab. Die rascheste Abnahme fand sich am häufigsten zwischen 30 und 70 *m* Tiefe. Die täglichen Schwankungen sind, allerdings nicht eine und dieselbe Örtlichkeit, aber wohl solche Positionen, die nahe aneinander gelegen sind und im Laufe von 24 Stunden auf die Temperatur untersucht wurden, im Auge, nicht unbedeutend, erstrecken sich bis etwa 100 *m* Tiefe und finden ihr Maximum etwa zwischen 20 und 60 *m*.

In der Tiefe von 1000 *m* abwärts endlich findet, wie bereits erwähnt, keine nennenswerte Abnahme mehr statt, und es herrscht hier eine Temperatur von 13·9 bis 13·5° im Bereiche des ganzen Untersuchungsgebietes.

Diese verhältnismäßig hohe und constante Temperatur einer außerordentlich mächtigen Wassermasse muss als eine Folge sowohl des Klimas im allgemeinen, als auch der Abschließung des Oceans vom Mittelmeere hingestellt werden.

Die Straße von Gibraltar gestattet keinen Zufluss des unter 400 *m* liegenden kalten Oceanwassers nach dem Mittelmeere und hindert so die Abkühlung des letzteren. Es wird daher die Temperatur des mittelländischen Meeres durch die an der Oberfläche herrschenden Wärmeverhältnisse bestimmt, während im Ocean die klimatischen Factoren zwar auf die höheren Schichten, nicht aber auf das

Tiefenwasser Einfluss üben, derart dass sich dort selbst unter dem Äquator Temperaturen von nur 2° C. und darunter vorfinden.

Für das Ägäische Meer gilt im allgemeinen dasselbe Gesetz wie für das übrige Mittelmeer, doch lässt hier die mehrfache Zertrennung in diverse größere und kleinere Becken eine Reihe von Anomalien gewärtigen. So kann schon jetzt vor Sichtung des 1893 gewonnenen Beobachtungsmateriales gesagt werden, dass zwar die Temperatur an der Oberfläche und in den ihr nahe gelegenen Schichten von Norden nach Süden zunimmt, im mittleren Theile aber — gegen diese Regel — als Folge des aus dem Schwarzen Meere zuströmenden kalten Wassers niederere Temperaturen herrschen als in den Gewässern unter der nördlich gelegenen thracisch-macedonischen Küste. Ebenso ist zwar eine Zunahme der Temperatur von Westen nach Osten oder von der griechischen zur kleinasiatischen Küste fühlbar, doch besteht auch hier die Ausnahme zurecht, dass die Gewässer zwischen diesen beiden Küsten, also die breite Masse in der Mitte des Archipels, häufig abgekühlter sind als jene im Westen, mithin dem allgemeinen Gesetze nicht Folge leisten. Eine weitere Ausnahme endlich bildet das Grundwasser. Der Einfluss der geographischen Lage, auch wohl des abgekühlteren Wassers, welches vom Schwarzen Meere auf dem Wege durch die Dardanellen dem Ägäischen Meere zukommt, erzeugt hier, speciell im Norden, niedere Grundtemperaturen, wie solche sonst im ganzen Bereiche des Operationsfeldes nicht gefunden wurden. So z. B. schon in einer Tiefe von 588 *m* 12·9, in einer solchen von 938 *m* 12·8, in einer von 944 *m* 12·7° C. Nur einige Theile der Adria haben ebenso tiefe Grundtemperaturen aufzuweisen.

Soferne wir die Vertheilung des specifischen Gewichtes und des aus demselben abgeleiteten Salzgehaltes in Betracht ziehen, finden wir im ganzen Gebiete des östlichen Mittelmeeres, jedoch abgesehen von den durch einmündende Flüsse unmittelbar beeinflussten Gebieten, eine Schwankung von etwa 0·002 im specifischen Gewichte (reduciert auf 17·5° C.) oder von 0·026% im Salzgehalt.

In den oberen und mittleren Schichten nimmt der Salzgehalt im ganzen gleich der Temperatur von West nach Ost zu, am Grunde dagegen ist eine solche Zunahme mit der geographischen Länge nicht ausgesprochen.

Was den Verlauf des Salzgehaltes von der Oberfläche dem Grunde zu anbelangt, so unterscheidet sich das centrale Mittelmeerbecken von dem östlichen dadurch, dass in ersterem eine Zunahme

von der Oberfläche nach der Tiefe hin wahrnehmbar ist, während im östlichen Theil nahezu gleichmäßige Durchsalzung oder sogar eine Abnahme gegen unten hin herrscht.

Die etwas erhöhte Versalzung an der Oberfläche in dem eben gedachten Meere dürfte infolge der hohen sommerlichen Hitze und raschen Verdunstung auftreten und nur als eine mit der Jahreszeit zusammenhangende, vorübergehende Erscheinung der Salzvertheilung zu betrachten sein.

Am Nildelta schließlich gibt sich allerdings eine Ansüßung des die Küste bespülenden Meerwassers kund, doch macht sich diese Ansüßung nach Westen fast gar nicht, nach Norden nicht über 20 Seemeilen, nach Osten und Nordosten hin dagegen ganz wesentlich bemerkbar.

Im Ägäischen Meere finden wir wie für die Temperatur, so auch für den Salzgehalt Specialverhältnisse.

Zunächst nimmt die Ansüßung des Wassers hier im allgemeinen von Süden nach Norden zu, und wir treffen demgemäß nördlich und östlich von Candia die höchsten Salzgehalte, nach Maß des Vorschreitens gegen Norden hin aber angesüßteres Wasser. Die breite Wassermasse in der Mitte zwischen Griechenland und Kleinasien folgt indes nicht ganz dem Gesetze einer zunehmenden Ansüßung von Süden nach Norden, sondern wir finden hier ausgesprochener eine solche gegen Westen hin.

In den Dardanellen endlich, von dem salzarmen und abgekühlteren Wasser des Schwarzen Meeres beeinflusst, zeigen sich relativ niedere Temperaturen und sehr geringe Salzgehalte.

Wir stellen im Folgenden zwei Temperatur- und zwei Salzgehaltreihen, auf unserem Ankerplatz in den Dardanellen bei Sara-Siglar und am Eingange zu dieser Meeresstraße gewonnen, zur Erläuterung des Gesagten einander gegenüber.

Temperatur.

	Dardanellen	Ausfahrt in die See
Tiefe von 0 *m*	22·0° C.	22·1° C.
10 *m*	21·7° C.	21·9° C.
20 *m*	16·5° C.	19·9° C.
30 *m*	16·4° C.	17·2° C.

Salzgehalt.

	Dardanellen	Ausfahrt in die See
Tiefe von 0 *m*	2·29%	3·20%
10 *m*	2·29%	3·20%
20 *m*	3·45%	3·68%
30 *m*	3·82%	3·90%

Obwohl beide Stationen nur etwa 12 nautische Meilen voneinander entfernt sind, stellen sich die Differenzen bei der Temperatur der Schichten von 20 und 30 *m* schon merklich hoch. Die höheren Schichten dagegen, beeinflusst von der Lufttemperatur, haben fast die gleiche Erwärmung. Im Salz ist der Unterschied — wie ja selbstverständlich — in den oberen Partien sehr bedeutend. Das vom Schwarzen Meere kommende leichte Wasser nimmt die höheren Schichten ein und zeigt relativ zu der Entfernung der beiden Örtlichkeiten sehr bedeutende Unterschiede, so 2·29 gegen 3·20% und selbst in 30 *m* immer noch 3·82 gegen 3·90%.

Zu den Fragen, deren, wenn auch nicht endgiltige, so doch theilweise Beantwortung durch Versuche angestrebt werden sollte, gehörte auch jene über die Transparenz der Mittelmeerwässer. Die Tiefen zu kennen, bis zu welchen das Sonnenlicht in das Meer vordringt, hat nicht nur für den Oceanographen, sondern auch für den Physiker, den Botaniker und den Zoologen Interesse. Steht ja doch das ganze organische Leben von der mächtigen Quelle, welche unserer Erde Licht und Wärme gibt, in unbestrittener Abhängigkeit.

Die Untersuchungen nun, wie weit die Sonnenstrahlen in die Meerestiefen vordringen, sind nicht ganz jüngsten Datums, nur sind die gemachten Versuche, je weiter sie in der Zeit zurückreichen, umso primitiver und unexacter. In der Gegenwart bestehen verschiedene Methoden zur Anstellung dieser Experimente, deren wichtigste hier kurz angeführt werden sollen. Die älteste, doch noch immer mit Vorliebe angewandte beruht darauf, Scheiben von nicht zu kleinem Durchmesser, entweder weiß oder verschiedenfarbig, bis zu der Tiefe zu versenken, wo dieselben unserem Auge entschwinden. Die verschiedenen Umstände, unter welchen dies geschieht, die Höhe der Sonne, der Zustand der Atmosphäre, der See und der Bewölkung, endlich die Temperatur, der Salzgehalt und die Farbe des Wassers sind hierbei als mehr oder minder einflussnehmend zu notieren. Da nun bei solchen Versuchen das menschliche Auge als Photometer eintritt und stets subjective Ergebnisse liefern wird, so hat man es mit einem mehr objectiven Weg versucht, indem man sehr empfindliche photographisch präparierte, vom Seewasser nicht angreifbare Platten in lichtsicherem Verschluss in die See versenkte, in einer gewählten Tiefe den Verschluss öffnete, einige Zeit die Platte exponierte und dann wieder unter Wasser verschloss. Über Wasser gelangt, fixierte man die erhaltenen Bilder in der Dunkelkammer und erhielt dann den Nachweis,

ob die Platten, mehr oder weniger geschwärzt, Licht erhalten hatten oder intact geblieben waren, d. i. ob denselben kein Licht zugekommen war, stark genug, sie anzugreifen.

Auch gegen dieses Verfahren wurden Einwände erhoben, welche zurückzuweisen nicht wohl angeht, aber des näheren auszuführen unterlassen werden muss, nur mag bemerkt sein, dass die wirkenden Lichtstrahlen, welche hier in Betracht kommen, fast ausschließlich die blauen, violetten und ultravioletten sind.

Die Versuche, eine elektrische Lichtquelle zu versenken und deren Entschwinden zu beobachten, haben zwar den Vortheil einer constanten Lichtquelle, das menschliche Auge aber gleichwie bei den Scheibenversuchen als fraglichen Photometer.

Endlich sei noch der Untersuchungen Erwähnung gethan, welche Dr. Regnard vorgenommen hat. Da zur Erzeugung des grünen Farbstoffes der Pflanzen — des Chlorophylls — die Wirkung der gelben und rothen Strahlen nöthig ist, versenkte Regnard in verschiedenen Abständen Glasgefäße, in welchen Luft und mit Samen versehene Erde eingeschlossen waren, in die See und nahm nach etwa 14 Tagen die Gefäße aus dem Wasser. In die Tiefe, wo die hervorgesprossenen Pflanzen ihre grüne Farbe zeigten, musste Licht der bezeichneten Gattung gelangt sein.

Welche von diesen Methoden während der „Pola“-Fahrten anzuwenden sei, musste nun in Frage und zur Entscheidung kommen. Da bei einer Hochsee-Expedition, welche größere Räume explorieren muss, mit der Zeit zu rechnen ist, konnte Regnards Verfahren nicht in Betracht kommen, indem ein einziger Versuch etwa 14 Tage Aufenthalt an einem und demselben Orte bedingt. Überhaupt eignet sich dieses Verfahren nur für Stationsbeobachtungen und für ruhigere Gewässer von mäßigerer Tiefe, da der ganze versenkte Apparat verankert und von einer Boje gehalten werden muss. Zu solchen Aufenthalten war die Expedition nicht vorgesehen.

Es blieben noch die drei zuerst dargelegten Methoden, und so wählte man in Rücksicht der Einfachheit, welche der Vorgang beim Versenken von Scheiben bietet, und welche somit auch die Möglichkeit der Vervielfältigung dieser Art von Untersuchungen gestattet, diese Methode, dann aber auch die Versenkung der photographischen Platten, weil alle Hilfsmittel hierzu an Bord existierten und es doch von Interesse war zu erfahren, welche praktischen Resultate man bei derartigen Versuchen in hoher See erwarten könne.

Es sei hier nicht übergangen, dass schon gelegentlich der „Deli"- und „Hertha"-Expeditionen (1880) in der Adria wie auch im Sicilisch-Jonischen Meere die Methode der Versenkung von Scheiben, und zwar sowohl weißer, als auch verschiedenfarbiger, angewandt wurde, und wollen wir die hierbei gewonnenen Ergebnisse im Folgenden vereint mit jenen der „Pola", welche allerdings, weil noch nicht bearbeitet und spruchreif, nur andeutungsweise gegeben werden können, darlegen.

Zunächst die Dimensionen der Scheiben in Rede gezogen, beobachtete man mit Scheiben von 35 *cm* bis zu 2 *m* Durchmesser. Die schwere Handhabung der größeren Apparate führte zur Annahme eines Durchmessers, welcher als nicht zu klein und doch handlich auf 45 *cm* bestimmt wurde. Die Scheiben dieses Durchmessers waren aus blankem Eisenblech und fanden allein während der vier „Pola"-Fahrten Verwendung. Man versenkte dieselben zu allen Tageszeiten, bei allen die Versenkung gestattenden Wetterverhältnissen, bei ruhiger See und Seegang, bewölktem und reinem Himmel und in allen Gegenden des östlichen Mittelmeeres. Solcher Versuche wurden im Laufe der „Pola"-Expeditionen 261 gemacht. Wie bereits gesagt, sind die Resultate speciell betreffs der zu constatierenden Einflüsse auf die jeweilige Sichttiefe noch nicht spruchreif, und lässt sich vorderhand nur etwa das Folgende feststellen:

1. das Wasser des östlichen Mittelmeeres ist außergewöhnlich transparent, und scheint die Transparenz ostwärts hin zuzunehmen;
2. hohe Temperatur und hoher Salzgehalt des Seewassers scheinen die Transparenz zu fördern;
3. die Zunahme der Sichttiefen steht in directer Beziehung zu dem jeweiligen Sonnenstand;
4. eine leichte Verschleierung des Himmels beeinträchtigt nur wenig die Sichttiefen;
5. bei Seegang beeinträchtigen die kurzen, weniger mächtigen Wellen die Transparenz mehr als eine lange und todte See.

Die während der Expedition der Yacht „Hertha" in der Adria und im Jonisch-Sicilischen Meere 1880 gemachten Durchsichtigkeitsversuche ergaben:

für die Adria . . . . 41 *m*
„ das Jonisch-Sicilische Meer dagegen . . 54 *m*

als Maximaltiefe.

Seiner Majestät Schiff „Pola" fand bei den Beobachtungen mit weißen Scheiben im Mittelmeere und zwar:

im Centralbecken . . . . . 47 *m*
„ Syrischen Meere . . . 60 *m*
„ Ägäischen Meere . . . 58 *m*

als Maximaltiefe der Sichtlichkeit.

Wie bereits gesagt, wird erst das bearbeitete Material über die Bedeutung der gemachten Beobachtungen nähere Aufklärung geben.

Was die Untersuchungen mittelst der versenkten photographischen Platten betrifft, so haben dieselben ergeben, dass bis zur Tiefe von 550 *m* noch Lichteindrücke auf denselben wahrnehmbar waren. Tiefer versenkte Platten kamen intact herauf. Es lässt sich sonach in dieser Beziehung aussprechen, dass durch die gegenwärtig herstellbaren lichtempfindlichen Platten das Vorhandensein von chemisch wirkenden Strahlen noch in der gedachten Tiefe constatiert werden konnte.

Es erübrigt noch, derjenigen Untersuchungen kurz Erwähnung zu thun, welche sich auf die Feststellung der Farbe des Seewassers in den verschiedenen Theilen des Mittelmeeres sowie der Länge, Periode, Geschwindigkeit und Höhe der Wellen beziehen. Die Farbe des Meeres festzustellen unterlag lange Zeit einer gewissen Schwierigkeit, sobald man die Nuance auch für jene festhalten wollte, welche den Beobachtungen ferne standen. Es gab eben kein Vergleichsmittel, welches als absolut normal angenommen werden konnte. Scalen, durch Öl- und Wasserfarben oder Stifte hergestellt, unterlagen der Verderbnis und Verblassung, überhaupt der Veränderung oft in relativ kurzer Zeit. Nun erdachte der Physiker Forel eine Methode, diesem Übelstande abzuhelfen. Durch Mischung von gelöstem Kupfersulfat und Ammoniak mit Kalichromat in bestimmten Gewichtstheilen wurden Flüssigkeiten dargestellt, welche bei entsprechender Verdünnung mit Wasser verschiedene Nuancen repräsentierten, die dem Seewasser im allgemeinen zukommen, und, in prismatische Fläschchen gebracht, zum Vergleich mit der Farbe des Seewassers dienten. Im Mittelmeere konnte constatiert werden, dass das Wasser, verunreinigte Örtlichkeiten, Küstenwasser sowie jenes, welches stark mit Süßwasser und Sedimenten — wie am Nil und in den Dardanellen — versetzt war, ausgenommen, ein intensives Blau zeigt, wie es dem Wasser auch in den Tropen im allgemeinen zueigen ist. Stark angesüßtes Wasser spielte ins Grünliche, während verunreinigtes oder mit mächtigen Sedimenten versetztes Wasser gelb und bräunlich erschien. Von Beobachtungen in Häfen ward infolge dessen abgesehen, und wurden derlei Untersuchungen nur in hoher See und ferner vom Lande vorgenommen.

Bei den Beobachtungen des Seeganges wollte man sich nicht begnügen, denselben durch die üblichen Schlagworte der Bordjournal-Aufzeichnungen: „sehr bewegte, bewegte, leicht bewegte, ruhige, todte und gekreuzte See" zu fixieren, sondern es sollten auch Höhe, Periode, Länge und Geschwindigkeit der Wellen möglichst genau bestimmt werden. Man hielt sich in dieser Richtung an die Forschungen und Methoden von Froude, Rankine, Mrs. Sommerville und Professor Stokes. Die Ergebnisse der gemachten Untersuchungen harren noch der Bearbeitung, und mag hier nur flüchtig erwähnt werden, dass die höchsten Wellen, welche von Seiner Majestät Schiff „Pola" gelegentlich eines Nordweststurmes auf der Fahrt von der afrikanischen Küste nach Candien angetroffen wurden, etwa 6 *m* Höhe erreicht haben. Versuche über die Verwendung von Öl und Seife zur Beruhigung der Wellen wurden zwar gemacht, ergaben aber wesentliche Vortheile nur dann, wenn sie zur Glättung der Meeresoberfläche anlässlich von Beobachtungen der Transparenz dienten.

Meteorologische Daten verzeichnete man an allen Beobachtungsstationen und zwar über die herrschende Lufttemperatur, über Windrichtung und Stärke, Bewölkung, Seegang und Barometerstand. Überdies wurden vorschriftsmäßiger Gepflogenheit nach alle diese Daten an Bord durch die wachthabenden Officiere während jeder vierstündigen Wache notiert.

Wir sind am Ende unserer Ausführungen, und möge der Umstand, dass das auf Seiner Majestät Schiff „Pola" gesammelte Material noch theilweise der Bearbeitung harrt, zur Entschuldigung für die lückenhafte Darstellung der Ergebnisse dieser Untersuchungsfahrten dienen. Schlüsse a priori zu ziehen, ehe das Gesammtmaterial gesichtet und beurtheilt werden kann, wäre verfrüht und war auch nicht mit dieser Schrift beabsichtigt.

Einige Daten über die während aller Forschungsfahrten vorgenommenen zoologischen, physikalischen und chemischen Arbeiten mögen den folgenden Angaben beigefügt werden.

Seiner Majestät Schiff „Pola" befand sich im ganzen 254 Tage in See, legte hierbei 12.188 Seemeilen Weges zurück und consumierte 1353 *t* Kohle.

Lothungen wurden 246 ausgeführt, mit der großen und kleinen Bügelkurre, der Harken- und Quastendredsche wurde 79-, mit den Schließnetzen verschiedener Construction 40-, mit den Oberflächennetzen 94mal gefischt und die Fischreuse 7mal versenkt.

Physikalische, chemische und meteorologische Untersuchungen und Aufzeichnungen wurden an 300 Haupt- und 114 Nebenstationen vorgenommen und hierbei 2364 Seetemperaturen in verschiedenen Meerestiefen gemessen, 1591 Wasserproben geschöpft und auf das specifische Gewicht untersucht oder der chemischen Analyse unterzogen, 202 Beobachtungen über die Farbe des Seewassers, 261 solche über die Durchsichtigkeit desselben, endlich 21 Beobachtungen über den Seegang vorgenommen.

Czernowitz.

Eine statistische Studie.

Von

Karl Huffnagl.

Wien.

Die Bukowina erfreut sich, seit sie dem Verbande der österreichischen Länder angehört, eines lebhaften Aufschwunges in wissenschaftlicher und materieller Beziehung. „Wenn man erwägt," sagt Umlauft („Österreichisch-Ungarische Monarchie"), „dass die Bukowina erst seit einem Jahrhunderte mit Österreich vereinigt ist, so muss man gestehen, dass hinsichtlich der Cultivierung des Landes Anerkennungswertes geleistet wurde." Namentlich waren aber die letzten Jahrzehnte, die Regierung Sr. Majestät des Kaisers Franz Josef I. für das Land und ganz besonders für die Hauptstadt Czernowitz fruchtbringend und segensreich. Bis 1848 war die Bukowina mit dem Königreiche Galizien verbunden; das Jahr 1849 brachte ihre Constituierung als eigenes Kronland, und damit war für das rasche Emporblühen des Landes die Bedingung gegeben und für die wissenschaftliche Durchforschung desselben in naturhistorischer und nationalökonomischer Hinsicht viel gewonnen. Als dann seit 1875 die Alma mater Francisco-Josephina diese bis dahin von den Mittelschulen ausgehende Forschung unter ihre Leitung nahm, zeigten die Arbeiten bald einen raschen und erfreulichen Fortgang. Manches wissenschaftliche und humanitäre Institut ist seitdem gegründet worden, manches Werk über Volks- und Landeskunde erschienen. Die Universität in Czernowitz ist es wieder, welche alle Bestrebungen in dieser Hinsicht, wenn sie auch nicht von ihr selbst ausgehen, doch immer anregt und

fördert. „Die Professoren aller Facultäten haben, soweit sich ihnen die Gelegenheit darbot, die Landes- und Volkskunde der Bukowina in den Bereich ihrer Forschungen gezogen. Aber weit höher ist die Anregung zu taxieren, die von der Universität nach allen Richtungen ausgegangen ist."[1]) Hier kommen namentlich zwei Institute in Betracht. Das Bukowiner Landesmuseum, ein Verein, der 1892 gegründet wurde, „hat seinen Sitz in Czernowitz und bezweckt die Hebung und Erweiterung der Landeskunde in archäologischer, allgemein geschichtlicher, kunsthistorischer, ethnographischer und naturhistorischer Beziehung". Eine ebenfalls in jüngster Zeit errichtete Anstalt, das Statistische Landesamt des Herzogthums Bukowina, ergänzt die Arbeiten des Landesmuseums, indem sie auf Grund sorgfältiger Erhebungen ihre statistischen „Mittheilungen" veröffentlicht, die eine Fülle des interessantesten Materials bieten. Ein großer Theil dieser „Mittheilungen" bespricht die Landeshauptstadt Czernowitz, welche in der That infolge ihrer nicht gewöhnlichen Arealverhältnisse und der bunten Zusammensetzung ihrer Bevölkerung hinsichtlich der Nationalität und Confession unsere besondere Aufmerksamkeit verdient.

Was den Namen der Stadt Czernowitz betrifft, so ist über seine Bedeutung schon vielfach gestritten worden. Sarnecius erklärt Czernowitz, d. i. die germanisierte Form vom polnischen Czernowice oder Czernowce, ruthenisch Černovčy, rumänisch Černâuz, als entstanden aus czarniowce, d. h. schwarze Schafe. Andere haben den Namen von černek, d. h. Überfähre, abgeleitet. Die größte Wahrscheinlichkeit und auch die meisten Anhänger hat die Ansicht, dass Czernowice von černy, tatarisch karni oder kara, d. h. schwarz, stammt, und dass es wie eine Unzahl anderer Orte in slavischen Gegenden mittelst der Ableitungssilbe -ice oder -owice gebildet ist. Dieses Suffix gibt nichts anderes als eine Localbestimmung an, ohne jede nähere Erklärung derselben. Um den Namen also, wie nothwendig, möglichst frei wiederzugeben, könnte man ihn etwa mit „schwarzer Ort" übersetzen. Dass diese Erklärungsart die natürliche ist, zeigt schon der Umstand, dass in der Bukowina selbst sowie in den anstoßenden Theilen Galiziens bei Benennung von Wohnplätzen, Flüssen und Bergen das Wort černy häufig gebraucht ist und zwar oft in

[1]) Polek, Dr. J., „Rückblick auf die Forschungen zur Landes- und Volkskunde der Bukowina seit 1773." Vortrag, gehalten in der constituierenden Versammlung des Bukowiner Landesmuseums am 21. Februar 1892. Abgedruckt im Jahrbuche des Vereines 1893.

Zusammensetzungen, die unbedingt auf die Bedeutung „schwarz“ weisen. So finden wir die czarny Czeremosz, die schwarze, im Gegensatze zur bialy Czeremosz, der weißen, die sich beide nach ihrer Vereinigung in den Pruth ergießen. Die weiße Theiß empfängt ihr Gewässer zum Theile von den Abhängen der Černa hora (des schwarzen Gebirges) und vereinigt sich dann mit der schwarzen Theiß. Namentlich sind aber Orts-, Flufs- und Bergbenennungen wie Czerna, Czarna, Czerny u. s. w. in Galizien und in Ungarn sowie auch in der Moldau, also in den die Bukowina einschließenden Ländern häufig. Dass endlich gleichnamige Orte in Böhmen (Černovic bei Pilgram und Tschernowitz bei Komotau; ähnlich auch Karanitz bei Neubydschow), in Mähren (Černowitz bei Brünn und Černowitz bei Boskowitz), ja sogar in Pommern[1]) vorkommen, also in Gegenden, wo Slaven wohnen oder einmal gewohnt haben, welche Ortsnamen auch als Zusammensetzungen aus černy und dem Suffix -owice erkannt wurden, sowie insbesondere das bereits erwähnte Auftreten des černy bei Localbenennungen in der weiteren Umgebung der Bukowina scheint die Hypothese, dass unser Czernowitz ebenfalls auf diese Weise entstanden ist, zu unterstützen. In neuester Zeit ist von einem Gelehrten die Ansicht ausgesprochen worden, dass Czernowitz seinen Namen einem „schwarzen Wirtshause“ zu verdanken habe, das vor Zeiten hier gestanden. Es wäre nun Sache der Philologen zu untersuchen, ob vielleicht witz oder itz in irgendeinem Zusammenhange mit dem Begriffe „Wirtshaus“ steht, und dann noch zu erforschen, ob die mit diesen Suffixen gebildeten Orts- und Flussnamen ebenfalls von einem Wirtshause oder einer Herberge herrühren. Unwahrscheinlich ist es nicht; im Gegentheil hat diese Ansicht den Vorzug, dass sie dem bis jetzt noch im wesentlichen unerklärten Suffix eine Bedeutung zugrunde legt. Aber aus dem czerno im Namen der Stadt und aus dem ehemaligen Bestande eines „schwarzen“ Wirtshauses in der Nähe eine Abhängigkeit zwischen beiden folgern, dürfte nicht wohl angehen. — Schließlich sei noch bemerkt, dass eine gräcisierte Form von Czernowitz in Urkunden „Melainopolis“ lautet, was gewiss eine sinngemäße Übersetzung des Namens genannt werden kann. Darin sehen wir ein Analogon zu der Italianisierung von Černa hora: Montenegro.

---

[1]) Zernowitz, „ein schlechtes Städtgen in Pomerellen, oben an der Ostsee und den Pommerschen Gränzen gelegen“. S. J. Hübners „Zeitungs- und Conversationslexicon“, Regensburg und Wien 1761.

Das erstemal wird Czernowitz als Markt in einer Urkunde vom 8. October 1407 erwähnt, in welcher Alexander der Gute den Lemberger Kaufleuten Erleichterung in Handel und Zöllen gewährte.[1]) Im Jahre 1482 eroberte das Land, das bis dahin zu Siebenbürgen gehört hatte, Stephan V., der Fürst von der Moldau, und behielt es unter türkischer Oberhoheit für sich. 1497 fand unweit Czernowitz, am Berge Cecina, zwischen den Polen und den Moldauern eine Schlacht statt, in der die letzteren siegten und das von den Rittern des deutschen Ordens 1250 erbaute Festungswerk auf dem Berge Cecin zerstörten. Der Fürst von der Moldau, Stephan VI., ließ 20.000 gefangene Polen an den Pflug spannen und von ihnen das 2 Meilen lange Schlachtfeld pflügen und hierauf in die Furchen Buchensamen säen. Dem so entstandenen Buchenwald verdankt die Bukowina (buk, polnisch = Rothbuche) ihren Namen. Das Land blieb nun fast drei Jahre unter türkischer Oberhoheit. Im Jahre 1773 wurde es auf Befehl Kaiser Josefs II. bereist, weil der Kaiser wissen wollte, „ob sich von der Erwerbung dieses Landstriches ein Vortheil für die österreichische Monarchie erwarten ließe, insbesondere ob die Herstellung einer dauerhaften Straße von Siebenbürgen über Dorna nach Galizien möglich wäre".[2]) Als dann im September 1774 die österreichischen Truppen unter der Leitung des Generals Gabriel Freiherrn von Splény mit der Besetzung des nördlichen Theiles der Moldau begannen, wurde Czernowitz ein Hauptstützpunkt der Occupationsarmee. Am 7. Mai 1775 trat die Pforte trotz des Widerspruches des Fürsten von der Moldau, Ghyka, an Österreich die bereits besetzten Gebiete auf ewige Zeiten ab, das Land wurde nach den von dem General Karl Freiherrn von Enzenberg entworfenen Plänen organisiert und endlich am 1. November 1786 als Kreis Czernowitz dem Königreiche Galizien einverleibt. Ghyka wurde wegen seines Widerspruches am 12. October 1777 auf Befehl des Sultans in Jassy enthauptet.

Die Hauptstadt des Kreises, Czernowitz, nahm bald einen bedeutenden Aufschwung. Durch den Handel mit der Moldau und Bessarabien, der sich namentlich auf Schlachtvieh, Thierhäute, Getreide, Holz, Wolle und Branntwein erstreckt, hat die Stadt im Laufe der Zeit

---

[1]) Vgl. Wickenhauser, F. A., „Bochotin oder Geschichte der Stadt Czernowitz und ihrer Umgebung".

[2]) Polek, Dr. J., „Die Erwerbung der Bukowina durch Österreich", Czernowitz 1889, und Zieglauer, Dr., „Der Zustand der Bukowina zur Zeit der österreichischen Occupation", Czernowitz 1888.

außerordentlich viel gewonnen, wie sie denn auch heute infolge des regen Verkehres mit Rumänien (Lemberg-Czernowitz-Jassy Bahn) ein wichtiger Stapelplatz ist. Aus einem Ortschaftenverzeichnis der Bukowina aus dem Jahre 1775 [1]) entnehmen wir, dass im genannten Jahre im „Städtel Czernowitz“ mit dem dazugehörigen Dorfe Klokucska 2 Bojaren und 4 Mazilen, also im ganzen 6 Standespersonen, dann 10 Popen, 48 Bauern und 114 „Gerichtsdiener“ ansässig waren. In der Umgebung der Stadt, diese eingerechnet, werden 45 Standespersonen, 43 Popen, 1312 Bauern und 150 „Gerichtsdiener“ aufgezeichnet. Im Jahre 1787 hatte die Stadt 2686 Bewohner, und in der Zeit von 1787 bis 1890, also unter österreichischer Regierung, hat Czernowitz eine Bevölkerungszunahme von 51.485 Seelen erfahren. Die Ergebnisse der einzelnen Zählungen seit 1787 sind folgende:

Zählung, resp. Conscription:	Bevölkerungszahl:	Durchschnittliche jährliche Zunahme in Procenten der jeweilig früheren Einwohnerzahl:
1787	2.686)	
1816	5.416)	3·51
1830	9.167)	5·08
1840	12.624)	3·77
1846	15.016)	3·15
1850	20.467)	4·08
1857	26.345)	4·10
1869	33.884)	2·39
1880	45.600)	3·14
1890	54.171)	1·88

Man bemerkt demnach eine allmähliche Zunahme der Bevölkerung zwischen den Jahren 1787 und 1840 und von 1850 bis 1869; dagegen ein rapides Ansteigen der Bevölkerungsziffer in dem Zeitraume von 1840 bis 1850 sowie zwischen 1869 und 1890. Der Bau der Universität und der Eisenbahn und der durch diese und die Verbindungslinie mit Jassy gehobene Handelsverkehr erklären den raschen Bevölkerungszuwachs in den beiden letzten Decennien.

In Bezug auf seine Einwohnerzahl nimmt Czernowitz in der Reihe der österreichischen Städte die achte, in Bezug auf den Flächeninhalt seines Gebietes die zweite Stelle ein. Wien in seiner neuen Ausdehnung mit einem Areale von 177·5 km^2 ist größer. Im Jahre

[1]) Jahrbuch des Bukowiner Landes-Museums 1893, S. 30 ff.

1890 hatte es nur um 75·02 *ha* mehr als Czernowitz. Eine Betrachtung der einzelnen Theile des Gemeindegebietes von Czernowitz zeigt, dass der weitaus größte Theil der Stadt landwirtschaftliches Culturland umfasst, und dass der eigentliche Stadtboden, zu welchem noch das große Areale der Hausgärten gerechnet ist, erst an zweiter Stelle in Betracht kommt. Das ganze Gemeindegebiet umfasst 5764·96 *ha*. Davon ist eigentlicher Stadtboden 964·82, landwirtschaftliches Culturland 4608·37 *ha*. Am größten ist die Fläche des ersteren in der inneren Stadt: 427·69 *ha*, wovon allerdings 229·27 *ha*, also mehr als die Hälfte auf Hausgärten (205·14) und öffentliche Anlagen entfallen. Die Flächen, welche die Hausgärten in den Vorstädten einnehmen — öffentliche Anlagen fehlen hier — sind mehr als doppelt so groß als das Areale, das die Häuser, Straßen und Plätze bedecken. Die Fläche der Gärten in den Vorstädten Rosch und Manasteriska allein (192·85 *ha*) ist größer als die des übrigen Stadtbodens aller Vorstädte zusammengenommen (161 *ha*). Zu den öffentlichen Anlagen gehört in erster Reihe der Volksgarten, an welchen sich der botanische Garten anschließt, dann die mit Gärten geschmückten Plätze, vor allen der Franz Josefs-Platz, der Platz um die griechisch-orientalische Kathedrale und um die armenisch-katholische Kirche. Dann sind noch hervorzuheben die Gärten der erzbischöflichen Residenz sowie die Anlagen in und um Schulen und Krankenheilanstalten.

An Äckern, Wiesen und Hutweiden liegen in der inneren Stadt 953·23, in den Vorstädten zusammen 3145·46 *ha*. Rosch und Manasteriska, die beiden südwestlichen Vorstädte, allein nehmen daran einen Antheil von 2086·87 *ha*. Eine große Ausdehnung besitzen die ärarischen und städtischen Weidenpflanzungen, die sich im Norden der Stadt an den Pruth anlegen. Bei Gelegenheit der Besprechung des landwirtschaftlichen Culturlandes dürfte auch eine Betrachtung des Viehstandes in Czernowitz und seiner Umgebung am Platze sein. Derselbe hat sich in dem Zeitraume von 1880 bis 1890 geändert, und zwar zeigt sich in den meisten Fällen eine Besitzverminderung des einzelnen. Es besaßen in der Stadt 1880 655 Bewohner 1338 Stück Pferde; es kamen also auf einen Besitzer 2·04 dieser Thiere. Im Jahre 1890 besaßen 811 Einwohner 1594 Pferde. Es zeigt sich also neben der absoluten Vermehrung der Zahl der Pferde auch eine solche der Besitzer und zwar diese letztere mit einem höheren Procentsatze als jene, so dass auf den einzelnen nur mehr 1·965 Pferde kommen. Bezüglich der Rinderzucht ist ebenfalls eine solche Abnahme zu constatieren:

1880 besaßen 1456 Einwohner der Stadt 3830, d. i. jeder einzelne derselben 2·63 Rinder. Im Jahre 1890 hatten 1749 Besitzer 3577, d. i. jeder im Durchschnitte nur 2·04 dieser Thiere. Der relative Besitzstand der Schafbesitzer gieng 1880 bis 1890 von 6·18 auf 5·06, also sehr bedeutend herab. In Bezug auf die Besitzverhältnisse der Schweine- und Bienenzüchter in der Stadt ist ein Anwachsen des relativen Besitzstandes, im ersteren Falle von 2·53 auf 3·24, im letzteren von 5·19 auf 8·53 Schweine, respective Bienenstöcke pro Besitzer zu bemerken. In der Umgebung von Czernowitz ist eine Zunahme des Besitzstandes der einzelnen an Pferden, Schweinen und Bienenstöcken, eine Abnahme bezüglich der Rinder und Schafe zu constatieren. Die Ziege wird äußerst selten gehalten. In Czernowitz selbst besaßen 1880 2 Besitzer 3, 1890 12 Besitzer 17 Ziegen. In der Umgebung der Stadt hatten 1880 4 Besitzer zusammen 5, im Jahre 1890 14 Bewohner 40 Ziegen.

Der Wald, der auch in der inneren Stadt 1·43 *ha* bedeckt, kommt nur in Rosch-Manasteriska zu bedeutenderer Ausdehnung: 428·06 *ha*. Die gesammte Waldfläche beträgt 482·40 *ha*, d. i. den zwölften Theil des ganzen Gemeindegebietes. Davon ist etwa die Hälfte Staatsforst.

Der unproductive Boden nimmt einen verhältnismäßig geringen Raum ein: 191·76 *ha*, wovon 54·90 auf die innere Stadt entfallen. Davon sind 34·62 *ha* Eisenbahnfläche, 16·10 Begräbnisplätze, 1·11 Ödungen und 3·07 anderer unproductiver Boden. Wasserstraßen besitzt die innere Stadt nicht. Der Hauptfluss des Landes, der Pruth, fließt in einiger Entfernung nördlich von der Stadt, und ebenso führen die kleinen Wasseradern, der Klokuczka- und der Molnitzabach, durch die Vorstädte, der eine im Westen und Norden, der andere im Osten an der Stadt vorüber. Das Terrain ist ein sanft hügeliges und fällt im allgemeinen gegen den Pruth hin ab. Bedeutende Steigungen kommen nicht vor. Die mittlere Seehöhe beträgt 200 *m*, die höchste Erhebung des Stadtbodens, die Nordwestecke des Austriaplatzes, ist 267·4 *m*, der Nullpunkt des Pruth-Pegels liegt 161·71 *m* über dem Meeresspiegel. Das Areal der Wasserstraßen beträgt im ganzen 110·05 *ha*, das der Begräbnisplätze 20·05, der Ödungen 5·33. Die Vorstädte haben an der Eisenbahnfläche keinen Antheil.

Auf der 69·26 *ha* großen Hausfläche stehen im Gemeindegebiete von Czernowitz 5006 Wohnhäuser, von denen 4889 bewohnt, 117 unbewohnt sind. In Bezug auf die Größe seiner Häuserzahl nimmt Czernowitz die dritte Stelle in der Reihe der österreichischen Landes-

hauptstädte ein. Wien mit 29.319 und Triest (sammt Gebiet) mit 8679 Häusern gehen voran. Die Gebäude der inneren Stadt sind fast durchwegs mit Ziegeln gedeckt und stehen jedes auf einer Fläche von durchschnittlich 0·0175 *ha*. In den Vorstädten, wo sie beinahe ausschließlich mit Holz gedeckt sind, sind sie kleiner, durchschnittlich von einer Basis von 0·0105 *ha*. Die innere Stadt umfasste im Jahre 1890 2293 bewohnte und 59 unbewohnte, die Vorstädte zusammen 2596 bewohnte und 58 unbewohnte Wohngebäude. Im Jahre 1869 gab es in Czernowitz 3350 Wohnhäuser, von denen 3525 bewohnt waren. 1880 stieg die Zahl der bewohnten Gebäude auf 4414, die der unbewohnten (Wohn-) Häuser war 86. Die Zahl der Wohnparteien betrug im ganzen Stadtgebiete:

1869	7187;	in der inneren Stadt 4783
1880	9542;	„ „ „ „ 6215
1890	10738;	„ „ „ „ 7305;

daher entfielen auf ein bewohntes Haus:

1869	2·03;	in der inneren Stadt 2·87
1880	2·20;	„ „ „ „ 3·08
1890	2·19;	„ „ „ „ 3·18 Wohnparteien.

Für die Vorstädte sind diese Zahlen bedeutend niedriger. Es zeigt sich also, dass in der inneren Stadt, wie es ja natürlich ist, mehr Mietwohnungen sind, und dass die Vorstädte meist aus Familienhäusern bestehen. Außerdem bemerkt man eine Zunahme der Zahl der Mietparteien in den einzelnen Häusern von einem Decennium zum andern. In den Vorstädten gestalten sich die Verhältnisse folgendermaßen. Es entfallen auf ein bewohntes Haus Wohnparteien in:

	1869	1880	1890
Horeczа	1·24	1·33	1·08
Kaliczanka	1·35	1·53	1·65
Klokuczka	1·36	1·62	1·55
Rosch-Manasteriska	1·26	1·35	1·25

Die Wohnparteien des ganzen Gemeindegebietes bestehen im Durchschnitte:

1869	aus	4·71	Personen
1880	„	4·78	„
1890	„	5·05	„

Es ist also im allgemeinen ein Anwachsen der Familiengliederzahl bemerkbar.

Von der im Jahre 1890 gezählten Bevölkerung von 54.171 Seelen waren 27.268 männlichen und 26.903 weiblichen Geschlechtes. Es zeigt sich somit, dass in Czernowitz, im Gegensatze zu den diesbezüglichen Verhältnissen in den meisten anderen Städten, die männliche Bevölkerung überwiegt. 1869 ließ sich dasselbe Verhältnis constatieren: 17.029 männliche und 16.855 weibliche Einwohner. Die Volkszählung 1880 ergab zwar ein anderes, jedoch im Vergleiche mit den Ergebnissen der beiden anderen Erhebungen gar nicht auffälliges Resultat: es wurden 22.787 männliche und 22.813, also nur um 26 mehr weibliche Bewohner gezählt. Für das Jahr 1880 hat man noch 898, für 1890 2174 Mann Militär von der Bevölkerungsziffer in Abzug zu bringen, um die Summe der Civilbevölkerung zu erhalten. Es betrug demnach die Zahl der männlichen Einwohner:

1869	50·20%
1880	49·97%
1890	50·34%;

die der weiblichen:

1869	49·80%
1880	50·03%
1890	49·66% der Gesammtbevölkerung.

Das Überwiegen der männlichen Bevölkerung war in der inneren Stadt in allen drei letzten Volkszählungen zu constatieren; 1869 : 50·59%; 1880 : 50·34%; 1890 : 50·61% der Einwohnerschaft. In den Vorstädten überwiegt fast durchwegs die Zahl der weiblichen Bewohner. Die diesbezüglichen Ausnahmen wiesen die Zählung 1869 für die Vorstadt Kolokuczka mit 50·07% und die von 1890 für Rosch-Manasteriska mit 50·41% männlicher Bevölkerung.

Das Steigen der absoluten Bevölkerungszahl ist in der inneren Stadt am bedeutendsten. Im Jahre 1869 wurden daselbst 23.316, 1880 32.346 und 1890 38.179 Personen gezählt. Die procentuelle Zunahme betrug also im Zeitabschnitte 1869 bis 1880 38·47%; von 1880 bis 1890 18·03%; also von 1869 bis 1890 63·43% der jeweilig ursprünglichen Bevölkerung. Es ergibt sich demnach ein durchschnittlicher jährlicher Zuwachs von 3·02% für die innere Stadt und von 2·85% für die ganze Gemeinde. Die stärkste relative Vermehrung ergab sich für den Zeitraum 1869 bis 1890 in Klokuczka: 101·59%, die geringste in Horecza mit 23·78%. Im Jahresdurchschnitt zeigt die Vorstadt Klokuczka eine procentuelle Bevölkerungszunahme von 4·84%, also eine bedeutend größere als die innere Stadt. Dabei ist interessant,

dass das Steigen der Bevölkerungsziffer von 1869 bis 1880 bedeutend rapider vor sich geht als von 1880 bis 1890 und zwar in allen Theilen der Stadt, Horecza ausgenommen. Dasselbe Verhältnis besteht bezüglich der Wohnparteien. Die Zahl derselben wuchs von 1869 bis 1880 um 2355, von 1880 bis 1890 aber nur um 1196. Und analog hierzu beträgt der Zuwachs an Wohngebäuden von 1869 bis 1880 864, dagegen von 1880 bis 1890 nur 592 Häuser.

Die Zahl der Eheschließungen stieg von 403 (1880) auf 514 (1890), die Zahl der lebend Geborenen in demselben Zeitraume von 1828 auf 1935. Eine Verminderung zeigt die Zahl der Todtgeburten. Dieselbe betrug 1880 100, 1890 53.[1]) Während die Zählung von 1890 gegenüber der von 1880 eine Vermehrung der männlichen Geborenen von 916 auf 1011, also um 95 Knaben, aufwies, zeigte die Zahl der Mädchengeburten ein Anwachsen von 912 auf 924, also um nur 12 weibliche Geborene mehr. Die Zahl der unehelichen Geburten betrug im Jahre 1890 540. Zwillingsgeburten waren 1890 24 (48 Kinder) zu constatieren, darunter 5 mit 2 Knaben, 7 mit 1 Knaben und 1 Mädchen und 12 mit 2 Mädchen. Im Jahre 1880 kam auf 4·95, 1890 auf 5·42 Wohnparteien des Gemeindegebietes eine Geburt.

Können wir demnach eine Zunahme der Geborenen in dem Zeitraume von 1880 bis 1890 constatieren, so bemerken wir im Gegensatze dazu eine Abnahme der Todesfälle und zwar eine sehr bedeutende: von 1630 auf 1423. Beim männlichen Geschlecht ist die Mortalität größer als beim weiblichen. 1880 starben 863 Individuen männlichen und 750 weiblichen Geschlechtes; 1890 725 männlichen und 698 weiblichen Geschlechtes. Den größten Tribut fordert die Lungenschwindsucht, welche in der letzten Zeit an Verbreitung zugenommen hat und beim männlichen Geschlechte häufiger auftrat. Dann folgt in der Reihe der Todesursachen die Entzündung der Athmungsorgane, welche ebenfalls in der männlichen Bevölkerung verbreiteter ist, erfreulicherweise aber nicht in dem Maße um sich gegriffen hat wie die Tuberculose. Außerordentlich auffallend ist die Abnahne der Todesfälle von Kindern unter einem Jahre wegen angeborener Lebensschwäche: gegen 364 im Jahre 1880 bloß 92 im Jahre 1890. Diese Erscheinung hängt offenbar mit einer Besserung des allgemeinen Gesundheitszustandes der Bevölkerung von Czernowitz zusammen, wie ja auch die Verminderung der Todesfälle auf eine solche Besserung schließen lässt. Eines natürlichen Todes starben

[1]) 32 männliche und 21 weibliche. Nach einer anderen Erhebung betrug 1890 die Zahl der todt Geborenen 100, nämlich 53 männliche und 47 weibliche.

1880 1579, 1890 1414 Personen, eines gewaltsamen 34 im Jahre 1880 und 9 im Jahre 1890. Die diesbezüglichen Daten sind folgende:

Todesursachen	1880 männl.	1880 weibl.	1890 männl.	1890 weibl.
Todtgeboren	64	36	53	47 [1]
Angeborene Lebensschwäche	189	175	53	39
Blattern	7	6	2	2
Masern	3	4	2	—
Scharlach	4	5	6	7
Typhus	20	16	4	3
Ruhr	34	30	3	—
Keuchhusten	14	29	20	16
Diphtheritis	68	90	13	16
Entzündung d. Athmungsorg.	82	63	82	60
Lungenschwindsucht	99	74	138	132
Darmkatarrh	18	18	40	42
Apoplexie	18	5	8	5
Altersschwäche	50	54	45	54
Sonstige Krankheiten	167	137	250	272
Summe	837	742	719	695
Gewaltsamer Tod	26	8	6	3
	863	750	725	698
	1613		1423	

Im Jahre 1880 bezifferten sich die Selbstmorde auf 7, 6 bei männlichen und 1 bei einem weiblichen Bewohner der Stadt. Davon starben 4 durch Erhängen, 1 durch Vergiftung und 2 (darunter 1 weibliche) Personen durch Ertränken. Im Jahre 1890 starb je ein männliches Individuum durch Erhängen, Ertränken und Erschießen, ein weibliches durch Vergiftung. Es nahm also die Zahl der Selbstmorde von 7 auf 4 ab, während die Todesfälle durch Mord und Todtschlag, welche 1880 sich auf 2 bezifferten, im Jahre 1890 verschwunden sind. Infolge zufälliger Beschädigung starben 1880 25 (18 männliche und 7 weibliche), 1890 5 (3 männliche und 2 weibliche) Personen. Von den an einer Krankheit Verstorbenen wohnten $^{9}/_{10}$ zu ebener Erde oder in einer Kellerwohnung, $^{1}/_{10}$ in Stockwerken. Es zeigt sich also hier wie überall die Schädlichkeit der Parterre- und Souterrainwohnungen. Sollte es nicht möglich sein, diesen von so traurigen Folgen begleiteten,

[1] Siehe die vorige Anmerkung.

namentlich für Kinder so verhängnisvollen Übelstand im Laufe der Zeit in den Städten zu beheben? Wie viele Menschen holen sich in einer feuchten Wohnung, und das sind die Parterre- und Souterrainwohnungen alle ohne Ausnahme, den Keim zu frühem Tode oder langjährigem Siechthum!

Was die Gebrechen betrifft, so befanden sich in Czernowitz im Jahre 1869 6 Blinde und 13 Taubstumme. Mit der Vermehrung der Bevölkerung überhaupt ist auch eine Vermehrung der Zahl der mit Gebrechen behafteten Personen zu bemerken. Man zählte:

	1880		1890	
	männl.	weibl.	männl.	weibl.
Blinde	20	15	22	19
Taubstumme	20	8	29	20
Irr- und Blödsinnige	10	3	39	28
Cretins	—	—	27	16
	76		200	

Es sind also die Krankheits- und Todesfälle sowie die Gebrechen bei der männlichen Bevölkerung fast durchwegs als in der Mehrzahl vorkommend zu constatieren. Und trotzdem überwiegt noch immer theils wegen der Überzahl der Knabengeburten, theils wegen des starken Zuzuges der Landbevölkerung und der Fremden die Zahl der männlichen Einwohner.

Im Anschlusse an die Geburts- und Todesverhältnisse wären noch die Altersverhältnisse der Bevölkerung von Czernowitz zu beleuchten. Fig. I versucht dieselben mit Zugrundelegung der Ergebnisse der letzten drei Volkszählungen zu veranschaulichen. Da diese Verhältnisse vom 80. Lebensjahre an in dieser Darstellung nicht deutlich zur Veranschaulichung gebracht werden konnten, so seien hier noch die diesbezüglichen näheren Daten beigegeben. Von den im Jahre 1778 Geborenen lebten 1869 noch 11, 5 männlichen und 6 weiblichen Geschlechtes. Außerdem waren noch 90 Jahre alt 7, 89 6, 88 1, 87 1, 85 4 und 84 9 Personen. Im Jahre 1880 lebte noch eine im Jahre 1780 geborene Frau. 97 Jahre zählten ein Mann und zwei Frauen, 95 Jahre eine und 94 Jahre zwei Frauen. Dann folgten 1 Mann mit 92, 4 Männer und 2 Frauen mit 90, 1 Frau mit 89 und 2 Männer und 2 Frauen mit 88 Jahren. Im Jahre 1890 lebten 2 Frauen, von denen die eine 1791, die andere 1792 geboren war, dann 1 Mann und 1 Frau mit 85, 3 Männer und 2 Frauen mit 82 Jahren.

Nach dem Civilstande geordnet, zeigen sich die Bevölkerungsverhältnisse, wie folgt. Im Jahre 1890 waren 34.878, d. i. 64·38% der gesammten Einwohnerschaft von Czernowitz ledig, 16.182, d. i. 29·87% verheiratet, 3055 (569 männliche und 2486 weibliche) oder 5·64% verwitwet und endlich 56 oder 0·10% getrennt. Die Zahl der

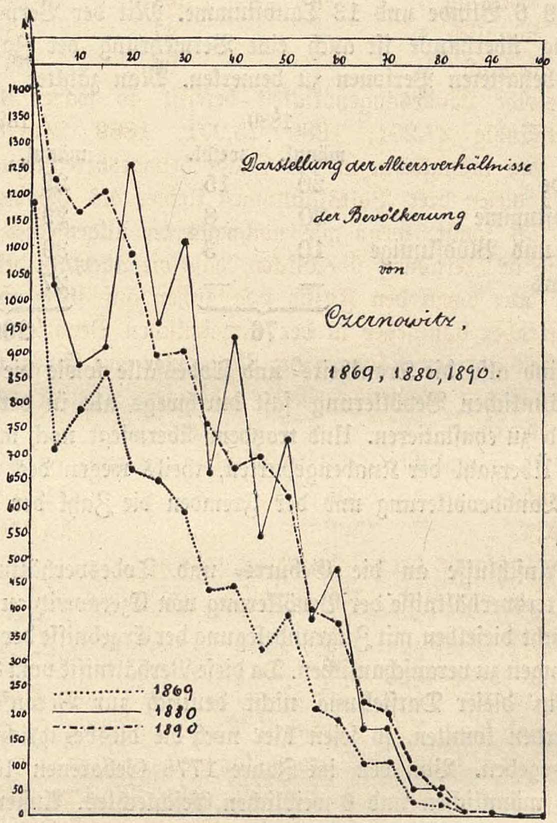


Fig. I.

Witwen stieg von 1880 bis 1890 um 509, die der Witwer um 88. Fig. II. veranschaulicht die Bewegung der Bevölkerungszahl in Bezug auf den Civilstand. Zur Vervollständigung seien noch nachfolgende Daten beigefügt, welche die diesbezüglichen Verhältnisse in den Jahren 1857, 1869, 1880 und 1890 beleuchten und zugleich der Fig. II. als Commentar dienen.

	1857[1]	1869	1880	1890[2]
Ledig, männlich	6.502	10.776	14.249	18.556
„ weiblich	6.052	9.626	12.720	16.322
Verheiratet, männlich	3.872	5.834	8.029	8.122
„ weiblich	3.959	5.750	8.050	8.060
Verwitwet, männlich	221	378	481	569
„ weiblich	982	1.391	1.977	2.486
Getrennt, männlich	—	41	28	21
„ weiblich	—	88	66	35

Was die Landesangehörigkeit betrifft, so waren 1890 in der Stadt zuständig 27.291, 1880 25.971, 1869 24.498 Personen. Die Zahl der männlichen in der Stadt heimatsberechtigten Bewohner ist in allen diesen drei Volkszählungen kleiner als die der weiblichen. Es zeigt sich somit, wenn wir nochmals die allgemeinen Geschlechtsverhältnisse in Czernowitz überblicken, dass die Überzahl der männlichen Bewohner nur durch den Zuzug von außen auf ihrer Höhe gehalten wird, nicht aber von jeher in der einheimischen Bevölkerung begründet war. In den übrigen Ländern der Monarchie mit Einschluss des nicht zum Czernowitzer Gemeindegebiete gehörigen Theiles der Bukowina zuständig waren:

1869 2871 männliche, 2769 weibliche, zusammen 5.640
1880 5939 „ 5905 „ „ 11.844
1890 7234 „ 7522 „ „ 14.756 Einwohner.

Im Auslande heimatsberechtigt waren:

1869 204 männliche, 150 weibliche, zusammen 354
1880 438 „ 330 „ „ 768
1890 415 „ 400 „ „ 815 Einwohner.

Die relativ meisten der Fremden waren nach Rumänien, nach Russland und nach dem Deutschen Reiche zuständig (s. auch Fig. II).

Neben der deutschen Sprache kommen in Czernowitz auch noch die ruthenische, rumänische und polnische als Mutter- und Umgangssprachen vorwiegend in Betracht. Die Anzahl der Bewohner mit deutscher Umgangssprache betrug 1890
27.256, d. i. 51·36%
mit ruthenischer Umgangssprache 10.384, „ 19·56%
„ rumänischer „ 7.624, „ 14·36%

[1]) Einheimische Bevölkerung ohne Fremde.

[2]) Anwesende Bevölkerung ohne die zeitweilig und gerade am 31. December 1890 Abwesenden.

mit polnischer Umgangssprache	7.610,	d. i.	14·34%
„ czechischer „	169,	„	0·32%
„ magyarischer „	27,	„	0·05%
„ slovenischer „	2,	„	0·01%

Für die innere Stadt stellen sich diese Daten folgendermaßen:

Deutsche	21.189
Ruthenen	7.242
Rumänen	2.105
Polen	6.511
Czechen	92
Magyaren	21
Slovenen	2

Am stärksten ist die deutsche Bevölkerung in der inneren Stadt vertreten, am schwächsten in Horecza: 87; dafür überwiegt in dieser Vorstadt die rumänische Bevölkerung: 584. Die Ruthenen sind in Horecza in der Zahl 83, die Polen 16 Köpfe stark vertreten. In Kaliczanka und Klokuczka halten sich die Deutschen, Rumänen und Ruthenen fast das Gleichgewicht. Die diesbezüglichen Zahlen sind:

Deutsche	in Kaliczanka 472;	in Klokuczka	1289;
Rumänen	„ „ 464;	„ „	1350;
Ruthenen	„ „ 444;	„ „	1142.

In Rosch-Manasteriska zählte man neben 4219 Deutschen 3157 Rumänen und 1473 Ruthenen; in Rosch allein betrug die Zahl der Deutschen 2927, der Rumänen 2970 und die der Ruthenen 595. Hierzu kommen noch die Polen, in Kaliczanka 389, in Klokuczka 440, in Rosch-Manasteriska 254, in Horecza 16.

Im Jahre 1857 zählte die deutsche Bevölkerung nur 12.290 Köpfe, 1890 bereits 27.256. Ebenso rasch vermehrten sich die Polen, Ruthenen und Rumänen:

Polen	1857: 810,	d. i.	3·75%;	1890: 7.610,	d. i.	14·34%
Ruthenen	1857: 3500,	„	16·21%;	1890: 10.384,	„	19·56%
Rumänen	1857: 4800,	„	22·28%;	1890: 7.624,	„	14·36%

der Gesammtbevölkerung.

Dagegen gieng der Procentsatz der deutschen (wie der rumänischen) Bevölkerung herunter: 1857 betrug derselbe 56·93%, 1890 51·36% der gesammten Einwohnerschaft. Da die Israeliten in Czernowitz, welche zum größten Theile dem Stamme der Chassiden angehören, kein reines Deutsch, sondern eine Mischsprache sprechen, so wären sie eigentlich

von der deutschen Bevölkerung zu trennen. Es würden sich dann obige Daten bedeutend verändern:

Deutsche	1857:	7.612,	d. i.	35·26%
	1890:	9.897,	„	18·65%
Israeliten	1857:	4.676,	„	21·67%
	1890:	17.359,	„	32·71%

In dem Zeitraume von 1880 bis 1890 hat sich die Zahl der Angehörigen aller Nationalitäten vergrößert mit Ausnahme der Czechen, welche eine Abnahme von 0·65% ihrer ursprünglichen Zahl zu ver-

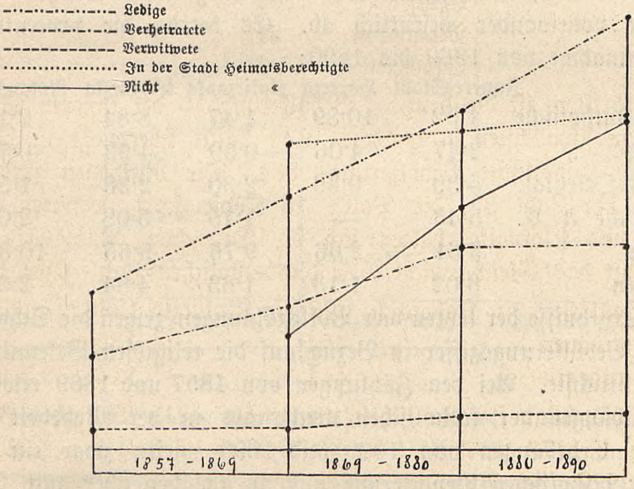


Fig. II.
Darstellung der Bewegung der Bevölkerungszahl in Bezug auf Civilstand und Zuständigkeit 1857 bis 1890.

zeichnen haben. Die Deutschen haben sich in diesem Decennium um 19·96%, die Ruthenen um 26·12%, die Rumänen um 18·55% und die Polen um 13·46% vermehrt. In Kaliczanka haben die Deutschen sowohl als die Ruthenen eine Verminderung erfahren, die ersteren um 0·21%, die letzteren um 23·84%. Die Deutschen zählten

in Horecza	1880	58, d. i.	9·10%;	1890	87, d. i.	11·88%
„ Kaliczanka	„	473, „	29·86%;	„	472, „	26·22%
„ Klokuczka	„	912, „	27·80%;	„	1.289, „	30·40%
„ Rosch-Manast.	„	3.369, „	43·93%;	„	4.219, „	46·19%
„ d. inneren Stadt	„	17.908, „	56·97%;	„	21.189, „	57·02%
im Gemeindegeb.	„	22.720, „	50·94%;	„	27.256, „	51·36%

Die Bekennerzahl der einzelnen Confessionen ist im Laufe der letzten drei Decennien größeren Änderungen unterworfen gewesen. Während die römischen Katholiken in dem Zeitraume von 1869 bis 1890 mit einem jährlichen Procentsatze von 1·91% sich vermehrten, wuchs die Bekennerzahl der anderen Confessionen ungleich rascher:

die Katholiken des griech. Ritus	2·53%	pro Jahr
die Griechisch-Orientalischen	2·99%	„ „
die Evangelischen A. C.	3·41%	„ „
die Israeliten	3·87%	„ „

Für die einzelnen Theile des Gemeindegebietes weichen diese Procentsätze voneinander wesentlich ab. Es betrug die procentuelle jährliche Zunahme von 1869 bis 1890:

	Innere Stadt	Horecza	Kaliczanka	Klokuczka	Rosch-Man.
Römisch-Katholische	1·52	10·89	1·47	8·84	2·18
Griechisch- „	2·47	4·06	– 0·59	4·93	0·76
Griechisch-Oriental.	5·39	0·36	2·30	2·38	1·57
Evangelische A. C.	5·43	—	1·75	5·08	2·06
Israeliten	3·61	2·66	9·76	9·65	10·30
Zusammen	3·02	1·13	1·63	4·84	2·06

Die Ergebnisse der letzten vier Volkszählungen zeigen die Schwankungen der Bevölkerungsziffer in Bezug auf die religiösen Bekenntnisse auf das deutlichste. Bei den Zählungen von 1857 und 1869 erwiesen sich die Anhänger der katholischen Kirche als in der Mehrheit vertreten. Die Erhebungen von 1880 und 1890 wiesen zwar ein Anwachsen der katholischen Bevölkerung auf, sie ergaben aber auch, dass in ungleich höherem Maße die Zahl der israelitischen Einwohner zugenommen hatte. Die Katholiken, die Griechisch-Orientalischen, die Evangelischen A. C. und die Israeliten zusammengenommen haben sich von 1869 bis 1890 mit einem durchschnittlichen jährlichen Procentsatze von 2·85% vermehrt, die Griechisch-Orientalischen allein mit einem solchen von 2·99%, die Israeliten mit 3·87%, also mit bedeutend höherem Procentsatze. Die starke durchschnittliche jährliche Vermehrung (3·41%) der Evangelischen der Augsburger Confession kommt wegen der geringen Anzahl derselben nicht wesentlich in Betracht. Die Erhebungen ergaben nebenstehende Resultate (siehe Tabelle S. 243). Diese Verhältnisse versucht Fig. III zu veranschaulichen. Die Katholiken des lateinischen Ritus waren 1869 relativ am stärksten in Kaliczanka: sie betrugen 37·63% der Gesammtbevölkerung dieses Stadttheiles, während sie in der inneren Stadt nur 33·47, in Rosch-Manasteriska 28·94, in Klo-

tuczka 17·91 und in Horecza 1·30% ausmachten. In dieser letzteren Vorstadt waren die Griechisch-Orientalischen in überwältigender Mehrheit, 88·90%, während die Griechisch-Katholischen mit 5·58% und die Israeliten mit 4·22% vertreten waren. Auch in den anderen Vorstädten waren die griechisch-orientalischen den römisch-katholischen Bewohnern mindestens gewachsen: in Kaliczanka betrug ihre Anzahl

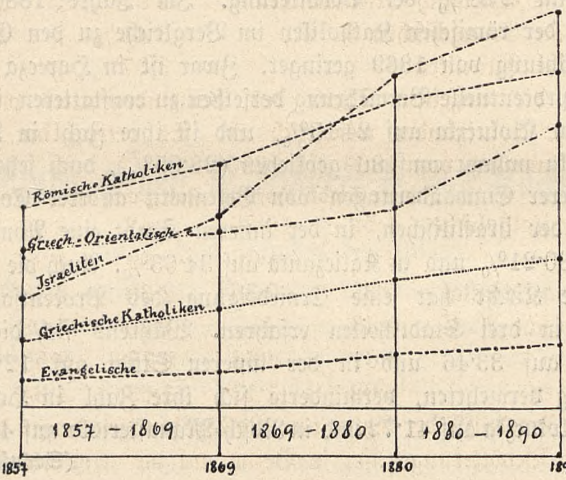


Fig. III.

Darstellung des Standes der Bekennerzahl der einzelnen Confessionen in Czernowitz in den Jahren 1857 bis 1890.

Confessionen	1857 [1]		1869		1880		1890	
	Absolute Zahl	%	Absolute Zahl	%	Absolute Zahl	%	Absolute Zahl	%
Röm. Katholiken	7.347	34·03	10.582	31·23	13.376	29·33	14.822	27·36
Griech. Katholiken	2.459	11·39	4.258	12·56	5.636	12·36	6.522	12·04
Armen. Katholiken	140	0·64	217	0·63	249	0·55	270	0·49
Griech.-Orientalische	5.864	27·18	7.640	22·54	9.650	21·16	12.431	22·95
Armen.-Orientalische	31	0·14	5	0·01	27	0·06	26	0·06
Evangelische A. C.	} 1.069	4·95	1.572	4·63	2.120	4·65	2.697	4·98
Evangelische H. C.			26	0·07	80	0·17	16	0·03
Andere christl. Conf.	—	—	12	0·03	9	0·02	20	0·04
Israeliten	4.678	21·67	9.572	28·30	14.449	31·69	17.359	32·04
Confessionslos	—	—	—	—	4	0·01	8	0·01
Andere Confessionen	—	—	—	—	—	—	—	—

[1] Einheimische Bevölkerung.

31·41, in Klokuczka 51·76 und in Rosch-Manasteriska 45·13% der Gesammtbevölkerung dieser Orte. In der inneren Stadt waren sie in sehr geringer Zahl (11·45%) vertreten. Die Israeliten kamen im Jahre 1869 nur in der inneren Stadt zu größerer Bedeutung, indem sie hier 38·93% der Einwohnerschaft ausmachten. In Klokuczka betrug ihre Anzahl 10·83, in Horecza 4·22, in Rosch-Manasteriska 2·85 und in Kaliczanka 2·81% der Bevölkerung. Im Jahre 1880 ist der Procentsatz der römischen Katholiken im Vergleiche zu den Ergebnissen der Volkszählung von 1869 geringer. Zwar ist in Horecza und Klokuczka eine procentuelle Vermehrung derselben zu constatieren, in Horecza auf 3·28, in Klokuczka auf 24·15%, und ist ihre Zahl in Rosch und Manasteriska nahezu constant geblieben (28·95%), doch sehen wir infolge größerer Einwanderungen von Bekennern anderer Confessionen, namentlich der israelitischen, in der inneren Stadt eine Abnahme derselben auf 30·21% und in Kaliczanka auf 34·63%. Auch die griechisch-orientalische Kirche hat eine Erniedrigung des Procentsatzes ihrer Anhänger in drei Stadttheilen erfahren. Während sich dieselben in Kaliczanka auf 33·46 und in der inneren Stadt auf 12·06% der Bevölkerung vermehrten, verminderte sich ihre Zahl in Horecza auf 85·31, in Klokuczka auf 41·72 und in Rosch-Manasteriska auf 42·65%.

(Schluss folgt.)

Geistiges Leben in Österreich und Ungarn.

Unter dem Symbol der Biene.

Anlässlich des 75jährigen Bestandes der Krainischen Sparcasse.

In der Hauptstadt des seit Jahrhunderten abwechselnd von den germanischen und romanischen Culturelementen beeinflussten Landes Krain, in dem durch die Naturschönheiten seiner Umgebung ausgezeichneten und deshalb für Geist und Herz gleich stimmungsvollen Laibach hat, wie uns die krainische Localgeschichte belehrt, immerdar ein intensives Interesse für Kunst und Wissen sowie rege Bethätigung der Humanität zugunsten der höheren Güter der Menschheit geherrscht. Wie man schon in frühen Zeiten — so Valvasor in seiner „Ehre des Herzogthums Krain" (1689) — mit Recht den Bewohnern des Landes Krain unter anderen vorzüglichen Eigenschaften auch die Tugend besonderer Arbeitsamkeit nachrühmen konnte, so beschränkte sich diese nicht allein auf das materielle Gebiet, auf den unter den schwierigsten Verhältnissen des vielfach sterilen Bodens gebotenen energischen Kampf mit der zumeist wenig ertragsfähigen Scholle, sondern sie triumphierte im Vereine mit den angeborenen Talenten der Landessöhne zu gleichen Stücken stets auch in der Arena der geistigen Wettkämpfe, in den bereits vor den Tagen der Reformation anerkannt vorzüglichen Schulen der Hauptstadt, ja auch des flachen Landes, so, um von letzteren nur eine zu nennen, in der Schule zu Wippach in Innerkrain, deren der von dort gebürtige berühmte Diplomat des 16. Jahrhunderts, Siegmund Freiherr von Herberstein, der „Wiederentdecker Russlands", in seinen Memoiren in so lobender Weise gedenkt.

Nicht gering war daher in den verschiedenen Epochen geistiger Bewegung, in der Zeit der Kirchenreformation und in der der Gegenströmung, auch hierlands die Zahl hochbegabter und unermüdlich thätiger, schaffensfreudiger „Ritter vom Geiste". Und als im Laufe des 17. Jahrhunderts der lebhafte Verkehr des krainischen Adel- und höheren Bürgerstandes mit den vornehmsten italischen Bildungsstätten, mit Padua, Bologna und Rom den Geschmack an den dortigen gelehrten und schön-

geistigen Gesellschaften großgezogen und herangereift hatte, da schlossen sich um das Jahr 1693 an die dreißig durch sociale Stellung und geistige Begabung hervorragende Patrioten in Laibach eng aneinander zur Bildung einer nach Art jener romanischen Akademien, namentlich nach dem Vorbilde der „Academia Gelatorum" gestalteten „Academia Operosorum" (Akademie der Thätigen), die sich zum Symbol die Meisterin im Fleiße, die Biene wählten.

Der Zweck dieser „Academia Operosorum" war die Vereinigung der Kräfte aus den verschiedensten Gebieten des Berufes (Geistliche, Ärzte, Beamte, Gelehrte) und der praktischen Thätigkeit ihrer Mitglieder. Jeder der Operosen hatte die Pflicht, ein seinem Berufe und Talente nahe liegendes Werk der Öffentlichkeit zu übergeben, und außerdem sollte nach und nach von allen Mitgliedern zusammen eine Art „Geschichte der Wissenschaften" geliefert werden. Zunächst war auch die Einrichtung einer öffentlichen Bibliothek vorgesehen und durch öffentliche Vorträge für die weitere Verbreitung der Wissenschaften gesorgt worden. Von heute noch im Lande im Schwange befindlichen Namen begegnen wir in der Liste der Mitglieder den Namen: Preschern, Schweiger, Hohenwart, Zergollern, Coppini, Höffern, Erberg, Thalnitscher, Florian-tschitsch, Gerbez, Peritzhoff u. a. Das Vorzügliche, was das heutige Laibach noch an älteren Werken der Kunst aufweist, ist dem Einflusse der „Academia Operosorum" zuzuschreiben, so der Prachtbau des Domes zu St. Nikolaus, die Bauten der Ursulinerinnen- und der St. Peterskirche, des Rathhauses, des Priesterseminares u. a. m.; ja selbst namhafte Reste aus den Tagen der einstigen Römerherrschaft, hervorragende Denkmale, die bis dahin verborgen und zerstreut im Lande umherlagen, hat der Bienenfleiß der Operosen der Nachwelt erhalten und so den Grund zu einem späteren Museum gelegt, abgesehen davon, dass auch sonst durch die unermüdlichen Bemühungen und Selbstschöpfungen der in dieser Akademie thätig gewesenen Schriftsteller, speciell der Historiker Thalnitscher, Vater und Sohn, und des medicinischen Statistikers Gerbez zeitgenössische Aufzeichnungen zustande kamen, die uns Epigonen heute als wertvollste Quellen zur Heimatgeschichte dienen.

Die Akademie der Operosen, welche in der aus ihrem Schoße hervorgegangenen, durch Berthold v. Höffern 1702 gegründeten und heute noch blühenden „Philharmonischen Gesellschaft", die einen Beethoven und Haydn zu theilnehmenden Ehrenmitgliedern zählen konnte, in unseren Tagen mittelbar fortlebt, war, nachdem sie 1725 eingegangen, 1781 resuscitiert worden, um indes 1787 wieder als solche einzugehen. Doch ihr Einfluss lebte außer in der „Academia Philharmonicorum" auch in dem durch sie neu erweckten schaffensfrohen Geiste auf allen Gebieten des Wissens und Könnens fort, welche Fortwirkung nach den Stürmen der Franzosenkriege und dem schwergetragenen Intermezzo des französischen Interregnums in Illyrien in der dem Laibacher Congresse (1821) bald gefolgten Errichtung des krainischen Landesmuseums unter der Ägide des Grafen Franz Hohenwart freudigst begrüßte concrete Form angenommen.

Unter dem Symbol der Biene sehen wir aber wieder in unserem Jahrhundert in der Landeshauptstadt Laibach die 1820 entstandene Vereinigung hervorragender Patrioten, die, zunächst zum Zwecke materieller Hilfe für „Arbeitende, Sparende, Sammelnde“ gegründet, doch in ihrem allmählichen kolossalen Wachsen und Gedeihen und zumal in ihrer heutigen Größe und Bedeutung dank ihrer weise gesammelten Kraftfülle auch von unschätzbarem Einflusse auf Kunst und Wissen im Lande geworden. Es ist die nach dem Vorbilde und Muster der 1819 entstandenen ersten österreichischen Sparcasse in Wien gegründete Krainische Sparcasse, die zweitälteste in der österreichischen Monarchie, welche unter thätigster Mitwirkung des damaligen Gouverneurs des österreichischen Illyrien, des Grafen Swéerts-Spork, und des Laibacher Bürgermeisters Johann Nepomuk Hradezky von den Bürgern, Handelsleuten und Hausbesitzern C. Candutsch, Franz Galle, Georg Mulle, dem Gutsbesitzer Siegmund Pagliarucci Edlen von Kieselstein und dem Apotheker und Hausbesitzer Josef Wagner ins Leben gerufen worden. Weist die Bilanz des ersten Bestandjahres dieses eminent humanitären Institutes, das sich zum Symbol die Biene, zum Hausspruch die Worte „Arbeite, sammle, vermehre!“ gewählt, die Capitalseinlage von 12.756 fl. 50 kr. — auf 324 ausgefolgten Einlagsbüchlein verbliebene Capitalien sammt Zinsen 12.184 fl. 19 kr. — einen eigenthümlichen Reservefond von 1328 fl. 59 kr. und das verwaltete Gesammtvermögen von 13.513 fl. 18 kr. aus, so zeigt die letztausgegebene Bilanz des Jahres 1893: Capitalseinlagen von 6,718.287 fl. 98 kr. auf 9424 Einlagsbüchlein, respective den Gesammteinlagestand von 29,345.639 fl. 17 kr., einen eigenthümlichen Reservefond von 2,311.072 fl. 15 kr. und den Specialreservefond für Coursdifferenzen von 1,558.503 fl. 19 kr. und ein in Verwaltung befindliches Gesammtvermögen von 34,412.208 fl.

Der zu solch erfreulicher Höhe im Laufe der Zeiten erwachsene eigenthümliche Reservefond ermöglichte es aber namentlich in den letzten Decennien der jederzeit ihre Blicke der Förderung gemeinnütziger und humanitärer Zwecke zuwendenden Direction der Krainischen Sparcasse, auch die edelsten Zwecke der Menschheit, Kunst und Wissen, in kräftigster und entschiedenster Weise zu unterstützen, zu hegen und zu pflegen.

Wer das mächtig aufstrebende Laibach von heute betritt und die Prachtbauten des neuen Museums Rudolfinum sowie des neuen landschaftlichen Theaters an der reizenden Avenue der Lattermannsallee besichtigt, wer auf dem denkwürdigen Congressplatze vor dem Neubaue der Tonhalle der Philharmoniker haltmacht, wer in der benachbarten Vegagasse die imposante Front der neuen Oberrealschule hinabwandelt, wem man die Herstellung des Bauplatzes für ein neues zweckdienliches Postgebäude weist, der erfährt, dass es die Krainische Sparcasse und immer wieder die Krainische Sparcasse ist, welcher Laibach und das Land Krain die werkthätigste Mithilfe in Schöpfung jener dem Wissen und der Kunst sowie dem öffentlichen Verkehre, diesem Hauptfactor auch im geistigen Leben der Völker, gewidmeten Institute, beziehungsweise Bauten verdanken — nicht zu geschweigen der Tausende und Abertausende, welche

die Krainische Sparcasse Jahr um Jahr aus ihrem Reservefonde für Schulen, wissenschaftliche und humanitäre Vereine, für Studien- und Bildungszwecke zur Vertheilung bringt; nicht zu geschweigen der großartigen Hilfsaction, welche diese Anstalt aus Anlass der schrecklichen Erdbebenkatastrophe des heurigen Jahres gleich im ersten Momente in ebenso umsichtiger wie erfolgreicher Weise in Scene gesetzt und durchgeführt hat.

Die Krainische Sparcasse war es, die in den ersten Tagen nach dem entsetzlichen Unglücke, das über Laibach hereingebrochen, zur augenblicklichen Unterstützung der Ärmsten und Hilflosesten folgende Spenden zu verausgaben beschloss: an die Vincenzconferenzen zu St. Jakob und St. Nikolaus je 1000 fl., für den Kranken-Unterstützungs und Versorgungsverein 500 fl., den Damen des Vereines der christlichen Liebe zur Unterstützung armer Familien 1000 fl. und demselben Vereine für das von ihm unterhaltene Josefinum 1000 fl., der Landes-Spitals-Direction für Reconvalescenten 500 fl., den Feuerwehrmännern 500 fl., den Töchtern der christlichen Liebe von St. Vincenz de Paula zum Barackenbau für die Siechenanstalt 2000 fl. und für die gleichen Zwecke im Freiin von Liechtenthurn'schen Mädchenwaisenhause 2000 fl., endlich zur Bespeisung der armen Stadtbewohner durch die Volksküche 3795 fl. 21 kr.

Neben dem Hauptzwecke der Förderung des Sparsinnes der Bevölkerung sowie der Übung der Humanität auch den idealen Zwecken der Unterstützung von Kunst und Wissen im Lande in bester und edelster Weise dienend, kann die im November d. J. das 75. Gedenkfest ihrer Gründung mit großartigen humanitären Acten angesichts des fünfzigjährigen Regierungsjubiläums Sr. k. u. k. Apost. Majestät Kaisers Franz Joseph I. feiernde Krainische Sparcasse — Präsident Josef Luckmann, Amtsdirector Dr. Josef Suppan — mit Vollbefriedigung auf die beharrliche Bethätigung des trefflichen Hausspruches „Arbeite, sammle, vermehre!" blicken, der sich so herrlich erfüllt unter dem Symbol der Biene.

Laibach. P. v. Radics.

Rückblicke auf die Entwicklung der ungarischen Volkswirtschaft im Jahre 1893. Sep.-Abdr. aus dem „Pester Lloyd", redigiert von Dr. Karl Mandello, Budapest 1894.

Ein Buch voll lebendiger Thatsachen! Das ist ein Lob, dessen Wert am besten dem praktischen Volkswirtschaftspolitiker einleuchtet, welcher sein unentbehrliches Erfahrungsmaterial, sofern er nicht nach bloßen Behauptungen schließen und handeln will, aus solchen Quellenschriften zu schöpfen hat.

Es ist ein vielfarbiges Bild raschen wirtschaftlichen Aufschwunges, welches das Buch Dr. Mandellos gleich im ersten Theile, der allgemeinen Charakteristik, vor uns aufrollt. Das Jahr 1893 stand wie das Vorjahr unter dem günstigen Zeichen des geregelten Standes der ungarischen Staatsfinanzen, wozu noch das volle Gelingen der Conversion von 483 Millionen Wertpapieren und der befriedigende

Fortgang der Valutaregulierung als wichtige Impulse hinzukamen. Auch die Gesetzgebung hatte vorwiegend staatsfinanzielle und verkehrspolitische Maßnahmen zum Gegenstande, unter denen die zahlreichen Gesetze über neu zu bauende und in Staatsbetrieb zu übernehmende Eisenbahnen sowie die Gesetze und Verordnungen in Betreff der Kronenwährung[1]) und der Conversionen als von besonderer Wichtigkeit erscheinen. Daneben verdienen die vorbereitenden Verfügungen über die Donaudampfschiffahrts-Organisation, die Erweiterung des hauptstädtischen Telephonnetzes und die energische Förderung der Arbeiten am Eisernen Thore Beachtung.

Dem regen Leben auf finanziellem Gebiete gieng ein besonderer Aufschwung der Budapester Börse parallel, welche ein abgeändertes Statut und eine Arrangementordnung für den neu errichteten Giro- und Cassenverein erhielt. Auch im Jahre 1893 zahlten die Bankinstitute und Industrieactiengesellschaften des Budapester Marktes reiche Dividenden, obwohl die Reserven zu einer noch nie erreichten Summe verstärkt wurden. Im ganzen Lande erfolgten 49 Capitalserhöhungen (bei Creditinstituten um 4·78 Millionen, bei Industrieunternehmungen um 7·67 Millionen), und 147 Actiengesellschaften mit rund 54 Millionen Actiencapital wurden neu gegründet. Auch für das Versicherungswesen (ausgenommen die Unfallsversicherung) war das abgelaufene Jahr ein entschieden günstiges. — Mit einem reichen Ziffernmaterial vertheidigt Dr. Mandello die Budapester Börse vor der Anschuldigung weitgehender Überspeculation und führt zum Beweise die Widerstandsfähigkeit des Capitalmarktes gegenüber der Rücksendung von über 200 Millionen Gulden österreichischer und ungarischer Effecten ins Treffen. Jedenfalls spricht der gegenwärtige Stand für die Behauptung des Verfassers.

Weit weniger zuversichtlich lautet der Bericht über die Lage der ungarischen Landwirtschaft. Namentlich der Getreidebau und -handel litt unter einem Zusammenwirken misslicher Verhältnisse. Obzwar die Jahresernte von 1892 noch immer einen Wert von 887 Millionen (gegen 1039 Millionen des besonders günstigen Jahres 1891) darstellte, hatte Ungarn einen schweren Kampf gegen die Concurrenz Nordamerikas, Russlands und Indiens, ja selbst gegen Australien und Südwestamerika zu bestehen, dessen Wirkung ein unerhört niedriger Stand des Weizenpreises war. Dazu kam der Mangel an Arbeitskräften und die den Export überaus erschwerende Zollpolitik der consumierenden Staaten. Unter ähnlichen Schwierigkeiten hatten natürlich auch die Mühlenindustrie und der Mehlhandel zu leiden. Noch schlimmer stand es mit der Weinproduction. „Die Weinproduction hat aufgehört," heißt es im Berichte, „die Quelle eines ins Gewicht fallenden Landeseinkommens zu sein," woran zum größten Theile die Phylloxera, zum geringeren Theile der Weinzoll für Italien von fl. 3.20 (gegen fl. 20 anderer

[1]) Der Autor sei darauf aufmerksam gemacht, dass in Österreich die neuen Währungsunterabtheilungen „Heller" und nicht „Pfennige" heißen, wie auf S. 14 bis 16 u. a. 26mal angegeben wird.

Provenienzen) Schuld trug. Damit hängt denn auch ein steigender Weinimport nach Ungarn zusammen.

Günstiger stellt sich das Ergebnis der Viehzucht, die freilich von der Lungenseuche viel zu leiden hatte. Der Wollhandel wurde durch den tiefen Preisstand geschädigt, und auch der Borstenviehhandel hatte empfindliche Einbußen zu verzeichnen.

Großartige und meistentheils von gutem Erfolge begleitete Bestrebungen sind dagegen auf den verschiedensten Gebieten der Industrie zu berichten. Zuckerraffinerien, Brennereien und Maschinenfabriken wuchsen allenthalben aus dem Boden, ohne dass die wenig entwickelte Kohlenproduction gleichen Schritt zu halten vermochte. Am erfreulichsten gestaltet sich aber das Bild der Bauthätigkeit. Das Baujahr 1893 wird in den Annalen der Budapester Baugeschichte einen hervorragenden Platz einnehmen. „Es ist noch niemals — auch nicht nach der großen 1838er Überschwemmung — in Budapest so viel gebaut worden als im Jahre 1893." Nicht weniger als 1565 Neubauten wurden angemeldet und bewilligt. Ein guter Ertrag der Ziegelproduction, woran auch österreichische Unternehmungen (Danek-Werke) betheiligt erscheinen, gieng damit Hand in Hand.

Wenn wir aus allen diesen Erscheinungen den leitenden Grundzug herausheben sollen, so müssen wir sagen, dass Ungarn erfolgreiche Anstrengungen macht, durch Entwicklung einer selbständigen Industrie den unwiderbringlichen Ausfall in der Landwirtschaft wett zu machen.

Dem Werke sind zwei große statistische Tafeln mit 17 Tabellen beigegeben, welche die bemerkenswertesten Daten der wirtschaftlichen Entwicklung enthalten. Leider erscheint im ganzen Werke das überaus wichtige Gebiet der Arbeits- und Arbeiterverhältnisse verhältnismäßig stiefmütterlich behandelt.

Über der liebevollen optimistischen Darstellung der ungarischen Wirtschaftslage vergessen der Herausgeber und seine Mitarbeiter nicht, gelegentlich auch den mit Ungarn in Beziehung stehenden Staaten gerechte Beurtheilung zutheil werden zu lassen, und es wirkt wohlthuend, dass das Werk von den leider auf diesem Gebiete üblichen Ausfällen gegen Österreich, dem man gerne, aber mit Unrecht Neid in die Schuhe schieben möchte, fast ganz frei ist. Dies kann nur unseren lebhaften Beifall finden. Österreich und Ungarn müssen Schulter an Schulter kämpfen, um die wirtschaftliche Großmachtstellung unserer Monarchie zu festigen.

Wien. Dr. Jos. Clem. Kreibig.

Rückblicke auf die Entwicklung der ungarischen Volkswirtschaft im Jahre 1894. Sep.-Abdr. aus dem „Pester Lloyd", redigiert von Dr. Karl Mandello, Budapest 1895.

Das Jahr 1894 war in Ungarn ein Jahr des wirtschaftlichen Stillstandes. Die Steuerreform gedieh nicht über das Stadium der akademischen Discussion hinaus, die Einbürgerung des neuen landwirtschaftlichen Pachtsystems blieb ohne die kräftige Hand, welche das Wort

zur That gemacht hätte, die große Verwaltungsreform gelangte nicht einmal zur parlamentarischen Vorbereitung. Dazu kam noch der langsame Fortschritt der Valutaregulierung, die fortdauernd schlechte Conjunctur des Mehlgeschäftes, der unerhört niedrige Preis der ungarischen Exportproducte und so manches andere, was den wirtschaftlichen Erfolg des abgelaufenen Jahres recht ungünstig gestaltete.

Die Ursachen dieser unbefriedigenden Erscheinungen liegen theils in den kirchenpolitischen Angelegenheiten, welche den Haupttheil des öffentlichen Interesses einerseits und der Arbeitskraft des Ministeriums andererseits in Anspruch nahmen, theils im Fortschreiten der Preisdepression fast aller Urproducte auf dem Weltmarkte.

Trotz alledem hat Ungarn, wie Dr. Mandello durch Aufzählung einer reichen Fülle von Thatsachen erhärtet, auch im Jahre 1894 seine günstige Finanzlage nicht nur behauptet, sondern sogar befestigt. Die Staatsschlussrechnung des Vorjahres ergab einen Cassenüberschuss von 55·2 Millionen Gulden, von welchen 21·138 Millionen als von der Conversion her rückständig auszuscheiden sind, so dass 34·062 Millionen als reiner Überschuss verbleiben, ein Zeichen, dass das ungarische Budget gewissenhaft aufgestellt ist. Der Goldvorrath der Regierung belief sich am 30. September auf nicht weniger als 160.892 Millionen Kronen, die größtentheils in inländischen Goldstücken ausgeprägt sind. Bis Ende Mai schlug die Kremnitzer Münze 166.163 Millionen Kronen in Gold (das Wiener Hauptmünzamt bis zu dieser Zeit 242.868 Millionen) und 32.240 Millionen Kronen in Silber (Wien 61.557 Millionen).

Die Börse stand unter günstigen Zeichen. Der Geschäftsverkehr in Wertpapieren war überaus lebhaft und genoss die Vortheile der neuen Arrangementordnung und der Thätigkeit des jungen Budapester Giro- und Cassenvereines. Der sinkende Zinsfuß, dem auch die Gesetzgebung durch Herabminderung des gesetzlichen Satzes auf 5% Rechnung trug, gieng mit andauernder Geldflüssigkeit Hand in Hand. Freilich zeigten sich krankhafte Erscheinungen auf dem Gebiete der Speculation, und einige crasse Fälle gaben den Anlass zu jener vielbesprochenen Zuschrift des Handelsministers an den Börserath wegen Einschränkung des Börsespieles und Fernhaltens unberufener Elemente vom Termingeschäfte. Dass aber kein Grund zu ernsteren Besorgnissen vorlag, zeigte die Ruhe, welche die Börse bei so weittragend bedeutsamen Ereignissen, wie es die Ermordung Carnots, der Tod des Czaren und die deutsche Kanzlerkrise waren, an den Tag legte. Schon im Frühjahr überschritten die ungarischen Renten den Paricours. Die Steigerung der Effectencourse im Jahre 1894 erreichte den Betrag von 51.678 Millionen, der Coursfall nur 4·211 Millionen Gulden. Der Wechselescompte der Hauptanstalt Budapest der österreichisch-ungarischen Bank erhöhte sich auf 43·4 Millionen Gulden (in ganz Ungarn 78·2 Millionen), das Hypothekarcreditgeschäft auf 108 Millionen Gulden Umsatz.

Ein befriedigender Fortschritt ist auf dem Gebiete des Verkehrswesens zu verzeichnen. Zahlreiche Vicinalbahnen wurden gebaut, eine neue ungarische Donaudampfschiffahrtsgesellschaft mit bedeutender staatlicher

Subvention gegründet und der Betrieb der ungarischen Staatsbahnen vergrößert. Dagegen führten die Verhandlungen hinsichtlich der Verstaatlichung der Südbahn zu keinem Abschluss.

Die Landwirtschaft litt empfindlich unter den fortwährend sinkenden Notierungen der maßgebenden Warenbörsen; im August erreichte der Weizenpreis den noch nie dagewesenen Tiefstand von $6^1/_2$ Gulden für den Metercentner. Unter solchen Umständen konnte der Ertrag der 1894er Ernte (Weizen 42·8 Millionen Metercentner), obwohl quantitativ über dem der Jahre 1890, 1891, beziehungsweise 1892 stehend, keinen genügenden Erlös liefern. Dr. Mandello gibt zur Kennzeichnung der Lage eine Übersicht der Getreideproduction der Erde seit 1883, aus welcher wir folgende Daten citieren:

1883—1886	Ertrag	262	Millionen	Quaters
1887—1890	„	279	„	„
1891—1894	„	304·6	„	„

Diese Zahlen erklären die Preisbewegung zur Genüge.

Merkwürdig gestalten sich die Verhältnisse bei der ungarischen Mühlenindustrie. Es wurde zwar die erstaunliche Menge von 7 Millionen Metercentner Weizen vermahlen, trotzdem aber (infolge des niedrigen Mehlpreises) ein schlechtes Gesammterträgnis erzielt, so dass bei den meisten Unternehmungen keine oder nur geringfügige Dividenden zur Vertheilung gelangten.

Von den übrigen Exportproducten Ungarns hatte nur Holz eine Zunahme der Ausfuhr zu verzeichnen. In den ersten 11 Monaten wurden via Fiume 50 Millionen Stück, via Triest 2 Millionen Stück französischer Fassdauben ins Ausland verladen.

Der Verfasser gibt auch wertvolle statistische Zusammenstellungen der Neugründungen in Ungarn im abgelaufenen Jahre. Wir geben daraus einige Zahlen wieder.

Es wurden gegründet:

17	neue Banken	mit fl.	7,465.000	Actiencapital
27	„ Sparcassen	„ „	2,369.000	„
47	„ Industrieunternehmungen .	„ „	17,066.000	„

Außerdem fand bei zahlreichen bestehenden Gesellschaften eine Vergrößerung des Capitales statt.

Vergleichen wir die hier angezogenen Zahlen mit den entsprechenden vorjährigen, so können wir dem Verfasser nicht Unrecht geben, wenn er das abgelaufene Jahr trotz der ungünstigen wirtschaftlichen Conjunctur als ein nothwendiges Glied in der Kette der Erfolge ungarischer Wirtschaftspolitik bezeichnet. Der schaffensfreudige Optimismus der Ungarn, welchem dieses Volk seinen Fortschritt zum guten Theile verdankt, sieht selbst in der zeitweiligen Verlangsamung des Tempos im Aufschwung ein günstiges Moment! Wir wünschen unserem Schwesterstaate nur, dass die Entwicklung der nächsten Jahre dieses frische Selbstvertrauen lohne.

Derselbe.

Österreichisch-Ungarische Dichterhalle.

Verwandlung.

Von Franz Kranewitter.

Innsbruck.

O goldne Himmelssonne,
Wie preis' ich Deinen Schein,
Den ich gleich einem Bronne
Trink' gierig in mich ein!

Er kommt durch meine Glieder
Als warmer Strom gekreist
Und kehrt zu Dir dann wieder,
Ein Lied geword'ner Geist.

Die Ruine.

Von Camillo V. Susan.

Wien.

Auf einem Berge steht ein Schloss,
Die Mauern sind zerfallen,
Manch wilder Rosenstrauch entspross
Dem Schutte der einsamen Hallen.

Und über vergangenem Glück und Leid,
Da grünen die stolzen Gedanken
Von der Natur Unsterblichkeit
In schwellenden Epheuranken.

Im Saal, der manches Fest geschaut,
Da hausen die lieblichsten Gäste,
In Erkern und Nischen sind erbaut
Der freien Vögel Paläste.

Und in den Höfen auf saftigem Grün,
Da grasen gar wohlig die Ziegen,
Maßliebchen und wilde Nelken blüh'n
In Kammern und auf Stiegen.

Die Falter in süßem Liebestraum
Durch Thür und Fenster schweben,
Geschenkt hat auch dem kleinsten Raum
Natur ein neues Leben.

Und dem Dichter, der sinnend hinuntersieht
In die schweigenden Wälder, die weiten,
Ihm schenkt die Natur ein jubelndes Lied
Von ewig erblühenden Zeiten!

Heimkehr.

Von Demselben.

So viel des schönsten Glückes
Hat mir der Tag gebracht
Und viel tausend blinkende Sterne
Die duftende Frühlingsnacht.

Es stand der Mond am Himmel,
Ich trat aus der Liebsten Haus,
Das Herz von Liedern schwellend,
In die schweigende Nacht hinaus.

Das war ein herrliches Wandern
In der Sterne freundlichem Schein,
Mit all den wonnigen Träumen
So reichbeglückt allein!

Und unter all den Sternen
Mit ihrer goldenen Pracht
Zwei Sterne doch zu missen
In der duftenden Frühlingsnacht!

Waldlieder.

Von Alois Konrad.

Innsbruck.

Frisch zieh' ich in den Wald hinaus,
Erfüllt mein Herz ein Leid,
Getröstet hat mich immer noch
Der Tannen dunkles Kleid.

Frisch zieh' ich in den Wald hinaus,
Ein lusterfüllter Thor,
Und meinem Trutzlied stimmet bei
Der Vögel Jubelchor.

Wenn mich kein einzig Herz mehr liebt,
Schlaf' ich auf Waldesmoos,
Da ist's so weich, so warm, so lind
Wie auf der Mutter Schoß.

O, tragt mich in den Wald hinaus,
Wenn ich am Sterben bin:
Die grünen Wipfel zeigen ja
Zum blauen Himmel hin!

Ein Christbaum ist der ganze Wald,
O, seht nur, welche Pracht,
Wie's durch die Zweige, frisch und grün,
Wie Kerzenschimmer lacht!

Und Beeren rings im frischen Moos
Und Blumen mannigfalt,
Und statt der Engelstimmen fromm
Der Vöglein Lied erschallt.

Ein Christkind lieg' ich selber ja
Hier unterm Tannenbaum,
Es zieht durch meine junge Brust
Ein Welterlösungstraum.

Zufrieden.

Von Ambros Mayr.

Trient.

Die Luft umspielt ein Buchenblatt
Zur Sommertagesneige,
Es ruht ein Vöglein schwingenmatt
Auf silbergrauem Zweige.

Das Thierchen träumt im Waldesduft
Von seines Reichthums Fülle:
Ein sicher Heim und frische Luft
Und eine leichte Hülle.

Die Gänse.[1])

Aus dem Böhmischen Božena Kunětickás frei übersetzt von Bronislav Wellek.

Prag.

Sie erscheinen uns aus der Ferne gesehen als große Maßliebchen auf grünen Auen, so weiß und so unbeweglich. Nur wenn sie ihre mächtigen Flügel entfalten, mit denen sie die Luft schlagen, und den langen Hals recken und mit den plumpen Füßen in die Höhe springen, sehen wir, dass wir uns getäuscht haben in den großen, lebenden Maßliebchen.

Die Gans ist der Liebling mancher Frauen auf dem Lande. Es gibt Weiber, bei denen die Gans sehr viel bedeutet, die sie mit staunenswerter Sorgfalt pflegen, mit sonderbaren Worten ansprechen, deren sie sich bei der Anrede der Kinder, des Geliebten und jedes andern in der Welt nicht bedienen. Sie können die Gans nicht auf den Schoß nehmen, nicht streicheln und küssen, denn sie hat kein Verständnis dafür; dafür suchen sie aber in Blicken ihre Zuneigung zu ihr auszudrücken.

Unsere Damen, die Damen der noblen Welt, haben ihre Papageien, unsere Landweiber haben Gänse. Diese sind ihr Stolz, ihr Luxus, ihr Bedürfnis.

Einen besonderen Zauber übt auf sie dieser weiße, große Vogel aus, wenn er sie mit einem Auge ansieht, sie am Kleidsaume zerrt, ihre Finger berührt, ihnen ungeschickt vor die Füße geräth und sie anschnattert.

Die Gans versteht sehr zart zu sein. Süß schnatternd kaut sie an dem Rocke der Hausfrau, der auf dem Gartenzaun zum Trocknen ausgehängt ist, als wollte sie ihm sagen: Du gehörst unserer Hausfrau. Wir kennen dich. Du schimmerst bald auf dem Hofe, bald auf den Feldern, bald auf der Straße. Mit dir angethan, bringt sie uns manche Schürze voll Löwenzahn und Hafer. Du bist der Rock unserer Hausfrau. — Lange steht das dumme Ding noch da, staunend sieht es den Rock an, schnattert leise und berührt ihn leicht mit dem Schnabel, wohl aus lauter Liebe!

Gern sehe ich die Gänse, wenn sie langsam eine hinter der andern in langen Reihen wackelnd einherschreiten, ängstlich, mit strenger Pedanterie; wenn sie sich über der trockenen Straße erheben, den Staub aufwirbeln, als wären es weiße Wölkchen von einem Gewehrschuss, gehüllt in schwarzen Rauch; wenn sie über die Felder flattern und triumphierend schreien; wenn sie ruhig und stolz auf dem Teiche schwimmen wie weiße Wasserrosen, oder wenn sie im Grase schlafend sitzen mit vollem Kropfe, mit hangenden Flügeln, gleichgiltig gegen alles, dann und wann wie im Traume schnatternd, so zufrieden, müde und satt; oder wenn sie im Regen stehen und zum Himmel emporschauen, als wunderten sie sich, woher soviel des kühlenden Wassers komme.

---

[1]) Preisgekrönt von der böhmischen Kaiser Franz Joseph-Akademie.

Und gegen Abend hört man auf dem Dorfplatze und in den Höfen mit erhobener Stimme, streng und mild zugleich, den Ruf: „Gänse, Gänse, vorwärts, herein, vorwärts! — Wo zum Teufel stecken sie? — Ganseln, Ganseln!" — Ernst schreiten die Gänse zum offenen Thor in den Hof, indes der schrille Ton des Glöckleins zum Abendgebet ladet.

Wenn die Gänse vom Dorfplatze verschwunden sind, scheint es, als ob das Dörfchen seine weiße Blütenkrone wie eine Mimose geschlossen hätte.

Eine Art von Gänsen verdient eine besondere Beachtung: die Gänse der Armen. Niemand fragt sie, wovon sie leben, doch kehren sie gern immer zu den verfallenen Thürchen zurück, um in dem lächerlich kleinen Stall zu schlafen. Mit vollem Kropfe gehen sie stiller als die übrigen heim, zu zweien, zu dritt, einzeln oder in kleinen Schwärmen, ohne die großen Gehöfte, wo Körnchen in Menge zerstreut liegen, eines Blickes zu würdigen, bis sie mit würdigem Schritte die armseligen Thüren erreichen, um in ihnen zu verschwinden.

Ich kannte drei solche Gänse; sie waren ganz weiß und alt und hatten eine krächzende Stimme. Sie giengen stets langsam eine hinter der andern, immer feierlich. Auf den Köpfen hatten sie ein mit Zinnober gezeichnetes rothes Häubchen, das ihnen gut stand.

Sie kamen immer aus dem niedrigen Thore einer elenden Baracke hervor, die einem aus dem Moose sich erhebenden, alten, wurmigen Pilz glich. Zwei kleine, schmierige Fenster, verlassen und traurig. Auf dem kleinen Hofe pflegte ein dreijähriges Mädchen in schmutzigem Hemd im Lehm oder in einer Pfütze zu spielen. Nicht weit von ihm saß gewöhnlich auf der Schwelle ein altes Weib, gebückt und runzelig, das mit großen Stichen etwas Unförmiges, Fetzenartiges nähte, wobei es jeden Augenblick zwei Finger der rechten Hand, welche von einem groben Netze dunkelblauer, geschwollener Adern durchzogen war, mit Speichel befeuchtete.

Es humpelte über den Hof, und Kopf und Hände zitterten dabei wie das gelbe Laub auf den Bäumen im Spätherbst, wenn der geringste Lufthauch dazu genügen kann, es langsam, traurig zur Erde sinken zu lassen.

Diese arme, alte Frau fiel als Bettlerin der Gemeinde zur Last. Die jeden Augenblick mit dem Einsturze drohende Baracke hatte sie von ihrem Schwiegersohn, einem Taglöhner, der in demselben Jahre wie ihre Tochter gestorben war, geerbt. Außerdem hatte er ihr die drei Gänse mit dem rothen Schopf und ein vier Monate altes Mädchen mit Namen L o i s l hinterlassen. L o i s l schrie die ganze Nacht und aß mein Gott, so gierig verschlang sie alles, was immer ihr zwischen die Lippen kam, wenn es nur das alte Weib in seinem zahnlosen Mund ein wenig zerkaut und hin= und hergeworfen hatte!

Es war dies der Kampf beginnenden Lebens mit vergehendem. Eines hätte das andere am liebsten zu Tode gequält und zugrunde gerichtet, und doch nahm das eine vom Körper des andern die Lebenswärme auf. Es waren dies kleine, schwache Händchen eines Kindes, welche eine Stütze suchten in den ohnmächtig bebenden Händen der Greisin, zwei zahnlose kauende Kinnbacken, welche immer hungrig waren, zwei

Augenpaare, die einander anstarrten und schwer, sehr schwer zu unterscheiden vermochten, zwei schwache Herzen, die beide vor Müdigkeit und Entkräftung beschleunigt schlugen.

Die ganze Nacht hindurch war das Geschrei des Kindes, welches nicht einzuschlafen vermochte, und das Brummen des Weibes, welches gern eingeschlafen wäre, zu hören.

Gegen Morgen fand sie die Sonne schlafend, bleich, müdegehetzt, mit festverschlossenen Lippen — ringsum Noth, Gestank, die Zeichen des nächtlichen Kampfes, und der Hauch des Todes, unter dem die beiden Wesen den Kampf ums Dasein führten.

Zur selben Zeit öffneten sich die drei Gänse mit dem Schnabel die bloß angelehnte Thür des kleinen Stalles und giengen ruhig und ernst auf die Weide, die ihnen Gott so frisch bethaut und duftig bereitet hatte. Den traurigsten Winkel einer menschlichen Wohnstätte hatten sie verlassen, um hinauszugehen unter den Baldachin des Himmels, der die reichen Hallen der majestätischen Natur überwölbt. Da fanden sie Gräben voll Gras, Stoppelfelder, auf denen manches Körnlein übrig geblieben war, Straßen, auf denen manche vom Baume zu früh gefallene Pflaume faulend lag oder sich Rübenblätter fanden, welche die Dorfbewohner von einem Karren oder aus dem Grassacke verloren hatten. Rings schallten die Lieder der Lerchen, die Sonne wärmte, der Teich erfrischte mit seinem feuchten Duft die Gegend. Die drei Gänse mit den rothen Häubchen stürzten sich voll Freude in seine kühlende Flut, und ihr triumphierendes Gekreisch mischte sich mit dem Schnattern der übrigen Gänse.

Die Sonne gieng zur Rüste, ein Windhauch wehte, die Felder wurden leer, und die Gänse zogen in langen Schwärmen wie weiße Bänder nachlässig auf der Straße heimwärts. Manche von ihnen erhoben sich mit ausgebreiteten Flügeln in die Luft und flogen mit betäubendem Gekreische vorwärts, andere liefen, getrieben von der Ruthe eines sonnverbrannten Dorfjungen, in raschem Schritte fort, nur die drei Gänse des alten Weibes zogen still, als fühlten sie das grause Elend ihrer Heimstätte, ja gewissermaßen trotzig zu der Hütte, aus der das Jammern Loisls zu hören war, welche auf dem triefend nassen Bette lag, mit den Fäusten um sich schlug und vom Schreien immer mehr heiser ward, während das Weib für die beiden eine Brühe kochte.

Erst als sie auf dem Hofe angelangt waren, begannen die Gänse zu schnattern, als wollten sie ihre Rückkehr anmelden, und das Weib legte den blechernen Löffel beiseite, stellte den Topf vom Feuer weg, ließ Loisl schreien und gieng, nachdem es ein paar Stückchen Brotrinde zusammengescharrt hatte, auf die Schwelle, um sie ihnen vorzuwerfen. Da klang ihre ausgetrocknete, bebende Stimme fast freundlich und süß, als die Alte rief:

„Nu, nu, willkommen! Wo habt ihr euch herumgetrieben? Da habt ihr noch was zu kauen, ihr werdet es eher beißen können!“

Die Gänse nahmen ihr die Rinde aus den schwankenden Händen, bekauten ihre Schürze, erhoben ihre blauen, mit gelbem Rande versehenen Äuglein zu ihr, schnatterten leise und krochen endlich bis auf die Schwelle

der Stube, wobei eine die andere an Liebkosungen gegenüber der Alten übertraf. Es schien, als ob sie ihr von jedem Schmaus, von der Freiheit, von dem Glück, und was sie sonst alles draußen erlebt hatten, erzählen wollten.

Der Blick der Alten verschleierte sich, ihre Lippen bebten, und wieder sprach sie sanft zu ihnen:

„Lasst es gut sein, Ganseln! In vierzehn Tagen werde ich euch ein wenig abrupfen, damit die Loisl wenigstens ein Oberbett von euch hat. Füttert euch nur, ihr seid so brav, meine Ganseln! — O meine Lieben, das ist ein schweres Leben! Zehn eigene habe ich erzogen und begraben, zehn Kinder, und jetzt im Alter, vor dem Grabe, Herrgott im Himmel! muss ich wieder einwickeln, wieder füttern, wieder wiegen, und selbst zitt're ich, meine Ganseln, an Leib und Seele. — Die arme Loisl! Aber ich kann nicht mehr — nein, nicht mehr — ich kann nicht. — Nicht wahr, ihr Ganseln?"

Schluchzend und lächelnd zugleich öffnete sie ihnen mit wankendem Schritte den Stall, lehnte die Thür hinter ihnen an und murmelte:

„Damit ihr euch früh aufmachen könnt. Ich schlafe, wie ihr wisst, gegen Morgen. Aber die Nächte, die unglückseligen Nächte! — So, ihr Ganseln, so! — Vergelt' Gott euch alles!"

Indessen zog die Alte Loisl bis zu ihrem dritten Lebensjahre auf und hob für sie all die Federn sorglich auf, die sie den drei Gänsen abgerupft hatte, ohne sich darüber den Kopf zu zerbrechen, wovon diese denn eigentlich lebten, um nicht Hungers zu sterben.

Loisl wollte noch immer nicht zu laufen beginnen, als wollte sie durch ihre Hartnäckigkeit die Alte zu Tode quälen, wollte noch immer nicht reden, weil die Alte stets mit unverständlichen, abgerissenen Worten zu ihr sprach und sie nichts lehrte. Das erste Wort Loisls war „Ans", „Anseln", ein Wort, das sie von der Großmutter mit Zartsinn und Ehrfurcht aussprechen hörte, besonders des Abends, wenn sie mit ihr auf der Schwelle saß und die Gänse wie treue Hunde von der Weide zurückkehrten.

Da pflegte die Alte freudig sie der Loisl zu zeigen, stolz wie Krösus auf seine Schätze:

„Die Anseln! Siehst Du? Unsere Ganseln, weiß wie Schnee. Loisl, wer ist da gekommen? Wer ist das?"

„Anseln."

„No, no, hei, hei, zwickt sie nicht in die Hand, hei! — Streichle sie — so: mein Ansel, mein Ansel, mein! — Aber um Gottes Willen, Du wirst mir sie noch erwürgen, Du Wilde!"

Über ihnen wölbte sich das blaue, glänzende Firmament, von dem heilige Stille niederfloss, nur unterbrochen vom Sange der Vögel; von der Straße war das Schreien der Kinder zu hören; irgendwo bellte wüthend ein alter Hund, und der traurige, unreine Hof, das einsturzdrohende Häuschen — das war ihre Welt. Weder die Alte noch Loisl sehnten sich nach einer andern, wenn sie sattgegessen auf der Schwelle saßen, umschnattert von ihren Ganseln, auch nicht nach der besseren im Jenseits, weil sie unbekannt und ungewiss ist.

Seit nun Loisl zu laufen anfieng und sich schon auf ihre dünnen, krummen Beine, welche von der Sonne gebräunt waren, zu stellen vermochte, seit sie „Baba, Baba!"[1]) rufen konnte und nachts fest und ruhig schlief, seit dieser Zeit sonnte sich die Alte gleichsam in ihrem Lächeln und lernte ihr verzeihen, dass sie ihr elftes Kind sei, dem sie ihre letzten Kräfte widmen musste. Es freute sie, ihr frohes Rufen in der Stube oder auf dem Hofe zu hören, ihre Gier zu sehen, mit der sie ein Stück Schwarzbrot oder eine gelbe Kartoffel, welche die Alte erbettelt hatte, herunterschlang, oder wenn Loisl sie an dem Rocke zerrte, ihr von Winkel zu Winkel überall wie ein Entlein nachwatschelte, oder wenn sie, von der Bettelei zurückkehrend, Loisl in der Stube fand, sei es, dass sie unter dem Tische oder unter der Bank kauerte, oder dass sie unter dem Bette schlief, mäuschenstill mit feuchten Wimpern, mit geschwollenen und halbgeöffneten Lippen.

Die Alte betrachtete es als ein Wunder, dass sie Loisl aufgezogen hatte, und glaubte daraus schließen zu dürfen, dass sie Kraft genug habe, noch ein langes Leben zu führen, das sie im Gebete herabflehte und in ihren Träumen ersehnte.

Sie selbst wurde indessen sehr alt, und auf ihren Zügen lagen schon die Spuren der Grabesöde, die Angst und Entsetzen erregt. Ihr ganzer Leib war vom Hauche der Altersschwäche durchweht, und diesen sog Loisl Tag und Nacht ein. In ihm wuchs sie auf, ihn athmete sie ein, von ihm war sie durchtränkt, so dass sie selbst für das Grab immer reifer zu werden schien.

Eines Tages wurde sie von der Alten im Fieber mit geballten Fäusten, als verzehrte Feuer ihren Körper, angetroffen. Sie lag mitten in der Stube auf einem kleinen, schweren Polster, in welchen sie als Säugling immer eingewickelt worden war, und welchen sie sich offenbar auf dem harten Estrich zurecht gelegt hatte, da sie fühlte, dass sie der Kopf schmerzte, und sich rings um sie die Welt zu drehen schien. Sie schlief.

Als die Alte ihren glühenden Athem fühlte, schüttelte sie ihr zitterndes Haupt und trug sie in die schwere Wiege von Eichenholz, in der sie Loisl schon früher gewiegt hatte. Sie suchte Loisl zu wecken, diese aber schlief, nachdem sie einige unverständliche Laute leise vor sich hingeflüstert hatte, ihren Fiebertraum weiter.

„Das ist vom Wind; er hat die Richtung geändert. Ich will sie schlafen lassen, vielleicht wird sie durch Ausschlafen gesund werden. Ein so kleines Ding wirft jeder Hauch über den Haufen."

Draußen begann es dunkel zu werden; der Nebel sank wie ein Silberschleier auf die Gegend nieder, an deren Horizont die untergegangene Sonne die winzigen Wölkchen mit Perlenglanz umwob, so dass sie Fischschuppen glichen. Ein warmer Augustabend brach an, an welchem es im Dorfe so lieblich ist, an dem sich das Gefühl unaussprechlicher Wonne mit

---

[1]) Bába: Bezeichnung für altes Weib (Vettel), aber auch für Großmutter.

dem Gefühle süßer Bangigkeit mischt, da wir uns allein, ganz allein mit dem majestätischen, phantastischen Himmelsraume über uns wissen. Wir dünken uns, zu ihm emporzuschweben, als würde uns die Erde unter den Füßen schwinden.

In dem kleinen, furchtbar beengenden Stübchen der Alten huschten Schatten umher, und aus den Winkeln drängte sich die Finsternis hervor. Die Alte leerte einen großen Topf Kaffee, in den sie Brotkrumen geworfen hatte, flüsterte ein „Vergelt's Gott!", bekreuzte sich und wischte sich die Wange, auf der schwere Schweißtropfen standen, und trat dann auf die Schwelle; Loisl regte sich einigemal, öffnete die trockenen Lippen, wurde jedoch von der Alten nicht beachtet. Dieselbe gieng hinaus, um nach den Gänsen zu sehen, die zu dieser Zeit immer zurückzukehren pflegten.

Und weil sie unglücklich, arm und alt war, hatte sie in nächster Nachbarschaft keine Seele, mit der sie hätte vertraulich verkehren können, was doch in Zeiten der Noth für den Menschen unentbehrlich ist. Sie war so arm und elend, dass sie selbst der Ärmste eines theilnahmsvollen Blickes nicht zu würdigen wagte, um von ihr nicht in ihrem Hunger und Elend um eine Gabe angegangen zu werden. Wo immer sie erschien, schloss man vor ihr die Thür oder rief: „Schon wieder die Alte! Mein Gott, warum stirbt sie denn noch immer nicht?"

So hatte die Alte niemand, bei dem sie sich hätte Rath holen können, ohne dass sie ihm jemals „Ich bitte!" gesagt hätte. Sie hatte Gott allein, und an diesen richtete sie nur immer wieder Bitten. Ihr Alter war von lauter Gebet und Dank erfüllt, da sie bald die Menschen, bald Gott um etwas bat. So stand sie hier an der Schwelle wieder allein und blickte auf zum Himmel, der von den Flocken, die sich vor ihren trüben Augen bildeten, erfüllt zu sein schien. Unweit von dem morschen Zaun des häslichen Hofes war das Gespräch junger Weiber zu hören, die mitunter hell auflachten. Durch die Luft klang das Schreien der Gänse, das Muhen der Kühe, dann der schrille Ton einer Hirtenflöte und das Quaken der Frösche in einem nicht weit entfernten Sumpf. Aber all diese Laute wurden durch etwas Bedrückendes gleichsam zur Erde zurückgestoßen, so dass sie nicht zu dem stillen, träumerisch dunklen Himmelsgewölbe, das den Aufgang der Sterne erwartete, emporbrangen.

Die Alte fröstelte es, so dass sie am ganzen Körper erbebte. Sie wollte in die Stube zurückkehren, allein bei dem Gedanken an die Gänse bemächtigte sich ihrer große Angst, da die Stunde, zu welcher sie zurückzukehren pflegten, bereits vorbei war.

„Nu, nu? Wo stecken sie denn?" sprach sie zu sich selbst, als sie auf den Hof hinabstieg. „Das ist noch nicht vorgekommen. Was ist denn geschehen?"

Sie durchschritt den Hof, wobei sie über die eigenen Füße stolperte, durchsuchte den Stall, schüttelte das Haupt und humpelte auf die Straße hinaus.

Die jungen Weiber standen noch immer plaudernd unfern vom Zaun.

Auf der Straße war es schon öde, und in den Schatten, die längs ihr einherzogen, zeigten sich noch immer nicht drei Punkte, welche man für die erwarteten Gänse hätte halten können.

„Etwas Besonderes muss geschehen sein," flüsterte die Alte. „Ich muss nach ihnen ausschauen. Das wäre so — Herr Gott im Himmel!"

Nun war Loisl, nun war alles vergessen, ganz gebückt eilte sie, so schnell sie ihre Füße trugen, nach dem Dorfe, Athem und Kraft schwanden ihr immer mehr, den jungen Weibern rief sie, als sie schon ein Stück an ihnen vorüber war, zu:

„Ich bitt' Euch, Madeln, habt Ihr nicht meine Gänse gesehen?"

„Ei, Ihr habt auch Gänse?"

„Ja, drei, um Gottes willen, drei so gutmüthige Dinger! Was soll ich anfangen, sie kamen mir nicht nach Hause! Drei waren's mit rothen Käppchen, erinnert Euch! Wurden sie nicht von jemand hier getrieben?"

„Bah, hier werden viele Gänse vorbeigetrieben, Alte! Warum habt Ihr nicht auf sie acht!"

Das alte Weib lief weiter, da es sah, dass es mit den dummen Frauenzimmern unnützerweise die Zeit vergeude, dass diese nicht einmal seine Gänse kannten! Es wankte ganz außer Athem vorwärts, rutschte auf dem schlüpfrigen Gras in den Graben hinab und sah nur fortwährend mit weitgeöffneten Augen umher, um die Gänse selbst oder einen Menschen, der ihm über sie Aufschluss geben könnte, zu entdecken. An der Himmelswölbung stieg der Abendstern auf, als wäre ein Tropfen Silberthaues auf eine bläulichgraue Blüte gefallen. Die Finsternis wurde immer dichter und dichter, nur am Westrande des Horizontes zog sich ein schmaler rother Streifen gleich einem blutigen Gürtel hin. Die Alte fragte bei verschiedenen Leuten an, aber niemand von ihnen wollte von ihren Gänsen etwas wissen.

Erst auf dem Dorfplatze beim St. Barbarakirchlein fand sie, vom Laufe müdegehetzt und todesmatt, einen Mann, der etwas von ihnen wusste.

„Was sucht Ihr?" fragte er sie.

„Gänse, meine Gänse! Die drei weißen guten Dinger mit den rothen Käppchen am Kopfe. Ach, blutige Thränen müsste ich weinen —"

„Warum hütet Ihr sie nicht? Sie krochen dem Bauer Konrad auf das Rübenfeld, und er hat sie eintreiben lassen — verstanden? Sie waren schon wenigstens 's zehntemal dort, das geht doch nicht! Im Frühjahre ist er unversichert abgebrannt, und jetzt soll er fremde Gänse füttern? Warum haltet Ihr Euch sie? — Ja, ja, sie sind eingefangen. Dort im Gemeindehause unterm Schloss sind sie!" (Schluss folgt.)

Für die Redaction verantwortlich: Franz Grünanger.
K. u. k. Hofbuchdruckerei Carl Fromme in Wien.